



Leseprobe

Justin Cronin
Die Zwölf
Roman

»So fesselnd, dass man ihn nur ungern aus der Hand gibt.« *GLAMOUR*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 16. April 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

JUSTIN CRONIN

Die Zwölf



JUSTIN CRONIN

Die Zwölf

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON RAINER SCHMIDT

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »The Twelve« bei Ballantine Books, a division of Random House Inc., New York.

- S. 177: Eliot, T.S.: Das öde Land. Englisch und deutsch. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Norbert Hummelt, Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- S. 311: Milton, John: Das verlorene Paradies. Übers. v. Adolf Böttger, Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun., [o.J.].
- S. 443: Emily Dickinson: Gedichte. Englisch / Deutsch, ausgewählt und übertragen von Gertrude Liepe, Stuttgart: Reclam 1970.
- S. 621: Emily Dickinson: Gedichte. Englisch und deutsch – übersetzt von Gunhild Kübler, herausgegeben von Gunhild Kübler, München: Hanser Verlag, 2006.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Neuauflage Mai 2018

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Justin Cronin

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Martina Klüver

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Design © Orionbooks; Foto: blickwinkel/Alamy

KN · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48797-4

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Prolog	7
I Der Geist	15
II Der Vertraute	31
III Das Feld	263
IV Die Höhle	309
V Die Oil Road	373
VI Die Rebellin	453
VII Der Outlaw	517
VIII Die Wandlung	619
IX Die Ankunft	673
X Die Attentäterin	695
XI Die dunkelste Nacht des Jahres	733
XII Der Kuss	793
Epilog: Die goldene Stunde	823
Dramatis Personae	839
Danksagungen	845

Für Leslie, ganz nah

Prolog

Aus den Schriften des Ersten Chronisten (»Das Buch der Zwölfe«)

Vorgelegt auf der Dritten Internationalen Tagung zur
Nordamerikanischen Quarantäne-Periode
Zentrum zur Erforschung menschlicher Kulturen und Konflikte
University of New South Wales, Indo-Australische Republik
16.–21. April 1003 n.V.

Erstes Kapitel

- 1.** Denn es begab sich, dass die Welt im Argen lag und der Krieg Einzug gehalten hatte in die Herzen der Menschen. Sie schändeten alles, was lebte, sodass die Welt ward zu einem Traum des Todes.
- 2.** Und Gott blickte auf Seine Schöpfung mit großem Kummer, denn Sein Geist wohnte nicht länger in den Menschen.
- 3.** Und der HERR sprach: Wie zu Zeiten Noahs soll eine große Flut über die Erde kommen, und es soll eine Flut aus Blut sein. Die Ungeheuer in den Herzen der Menschen sollen Fleisch werden und alles verzehren auf ihrem Weg. Und man soll sie Virals heißen.

4. Die erste dieser Kreaturen soll unter euch wandeln in Gestalt eines tugendhaften Mannes und das Böse in sich verbergen, und es soll ihn befallen eine Krankheit, sodass er einem Dämon gleiche, furchtbar anzusehen. Er soll der Vater der Zerstörung sein und auf den Namen Zero hören.

5. Und die Menschen werden sagen: Wäre ein solches Wesen nicht der Mächtigste unter den Soldaten? Und würden die Heerscharen unserer Feinde nicht die Waffen niederlegen und ihre Augen bedecken vor seinem Anblick?

6. Und ein Erlass soll ergehen von höchster Stelle, dass man zwölf Verbrecher wähle, die das Blut des Zero teilen und gleichfalls Dämonen werden. Und ihre Namen sollen sein wie ein einziger: Babcock-Morrison-Chaves-Baffles-Turrell-Winston-Sosa-Echols-Lambright-Martínez-Reinhardt-Carter, genannt Die Zwölf.

7. Aber ich will auch eine unter euch erwählen mit reinem Herzen und lauterem Sinn, ein Kind, das bestehen kann gegen die listigen Anläufe des Bösen. Und ich werde ein Zeichen schicken, auf dass alle es wissen, und dieses Zeichen soll sein eine große Unruhe unter den Tieren.

8. Und dieses Kind war Amy, deren Name von Liebe kündet: Amy, die Hüterin der Seelen, das Mädchen von Nirgendwo.

9. Und das Zeichen erging am Orte Memphis, da die Tiere heulten und kreischten und trompeteten, und eine, die dies sah, war Lacey, eine Schwester in den Augen Gottes. Und der HERR sprach zu Lacey:

10. Auch du bist erwählt, denn eine Helferin sollst du sein für Amy und ihr den Weg weisen. Wo sie hingeht, da sollst auch du hingehen, und deine Reise soll beschwerlich sein und viele Generationen währen.

11. Du sollst sein wie eine Mutter für das Kind, das ich hervorgebracht habe, die zerbrochene Welt zu heilen. Denn in ihr will ich eine Arche bauen für die Seelen der Gerechten.

12. Und Lacey gehorchte und tat, was Gott ihr befohlen hatte.

Zweites Kapitel

1. Und es begab sich, dass Amy in das Land Colorado gebracht wurde als Gefangene ruchloser Menschen, denn dort weilten Zero und die Zwölf in Ketten. Die aber Amy gefangen hatten, trachteten danach, dass sie werde wie die Zwölf und sich zu ihnen geselle im Geiste.

2. Und dort bekam sie das Blut des Zero und versank in eine Ohnmacht, als wäre sie tot, doch starb sie nicht und nahm auch nicht an die Gestalt der Ungeheuer. Denn es war nicht Gottes Vorsehung, dass sich solches begeben sollte.

3. In dieser Ohnmacht lag Amy etliche Tage, bis ein großes Unheil geschah, auf dass es gebe eine Zeit Davor und eine Zeit Danach. Die Zwölf entkamen und auch der Zero, und sie brachten den Tod über die Erde.

4. Ein Mann aber ward Freund mit Amy und hatte Mitleid mit ihr, und er stahl sie fort von jenem Ort. Er hieß mit Namen Wolgast und war ein Gerechter und ein Geliebter des HERRN.

5. Und zusammen begaben Amy und Wolgast sich in das Land Oregon, das tief in den Bergen lag, und dort weilten sie in der Zeit, die da hieß das Jahr Null.

6. Denn in jener Zeit suchten die Zwölf das Angesicht der Welt heim mit ihrem großen Hunger und töteten alle Lebewesen. Die

aber, an denen sie sich nicht sättigten, wurden befallen und gesellten sich zu ihnen. So mehrten die Zwölf sich millionenfach und bildeten die Zwölf Stämme der Virals, ein jeder mit seinen Vielen, die über die Erde streiften ohne Namen und ohne Gedächtnis und die alles verwüsteten, was da lebte.

7. So vergingen die Jahreszeiten, und Wolgast wurde einem Vater gleich für Amy, die keinen Vater hatte wie auch er kein eigenes Kind, und genau so liebte er sie und sie ihn.

8. Er aber sah, dass Amy nicht war wie er noch wie irgendein anderer Mensch auf Erden, denn sie alterte nicht, litt keinen Schmerz, brauchte weder Nahrung noch Schlaf. Und es graute ihm, was aus ihr werden würde, wenn er dahingegangen wäre.

9. Als ein Fremder zu ihnen kam aus dem Ort Seattle, tötete Wolgast ihn, auf dass der Mann nicht werde zum Dämon in ihrer Mitte. Denn die Welt war eine Heimstatt der Ungeheuer, wo niemand lebte außer ihnen.

10. Und so kam es, dass sie lebten wie Vater und Tochter und füreinander sorgten bis zu der Nacht, da ein gleißendes Licht den Himmel erfüllte, so hell, dass man es nicht anblicken konnte. Am Morgen danach war die Luft faul von Gestank, und Asche fiel auf alles.

11. Das Licht indes war das Licht des Todes, und es warf Wolgast nieder mit einer todbringenden Krankheit. Fortan streifte Amy allein durch das verwüstete Land, und niemand war ihr Gesellschaft als die Virals.

12. Und so vergingen vier Mal zwanzig und zwölf Jahre.

Drittes Kapitel

1. Als Amy aber im achtundneunzigsten Jahr ihres Lebens war, kam sie im Lande Kalifornien in eine Stadt, die da hieß die Erste Kolonie. In ihren Mauern weilten vier Mal zwanzig und zehn Seelen, die Nachkommen der Kinder, die hierher gefunden hatten aus der Stadt Philadelphia in der Zeit Davor.

2. Doch die Menschen fürchteten sich, als sie Amy erblickten, denn sie wussten nichts von der Welt, und manches böse Wort ward gegen die Fremde gesprochen, und sie sperrten sie ein. So erhob sich mancherlei Wirrnis, und Amy musste fliehen zusammen mit etlichen anderen.

3. Die da hießen Peter, Alicia, Sara, Michael, Hollis, Theo, Mau-sami und Hightop, acht an der Zahl, und jeder trug die gerechte Sache im Herzen und verlangte, die Welt zu sehen, die außerhalb der Stadt lag.

4. Und unter ihnen war Peter der Erste und Alicia die Zweite. Sara war die Dritte und Michael der Vierte. Und desgleichen waren die anderen gesegnet in den Augen des HERRN.

5. Gemeinsam verließen sie den Ort im Schutze der Dunkelheit und wollten das Geheimnis entdecken, das die Welt ins Verderben geführt hatte und verborgen war im Lande Colorado. Ein halbes Jahr zogen sie durch die Wildnis und erlitten mancherlei Drangsal, die größte von allen an einem Ort, welcher der »Hafen« geheißen wurde.

6. Denn in der Stadt Las Vegas waren sie in Gefangenschaft geraten und zu Babcock gebracht worden, dem Ersten der Zwölf, der im »Hafen« lebte mit seinen Vielen. Diese waren wie Sklaven und opferten ihm zu jedem neuen Mond zwei aus ihrer Zahl, auf dass die anderen am Leben blieben.

7. Amy und die anderen wurden dort auf die Opferstätte geworfen und kämpften gegen Babcock, der schrecklich anzuschauen war, und viele der Seinen fanden dabei den Tod. Amy und ihre Gefährten aber flüchteten von diesem Ort, weil sie nicht gleichfalls sterben wollten.

8. Nur einer von ihnen fiel, und das war der Junge, der Hightop hieß, und sie begruben ihn und setzten ein Mal auf die Stelle zu seinem Gedenken.

9. Und eine große Trauer lag auf ihnen, denn Hightop war allen der Liebste in ihrer Zahl, doch sie konnten nicht säumen, denn Babcock und seine Vielen verfolgten sie.

10. Als aber noch mehr Zeit vergangen war, kamen Amy und ihre Gefährten zu einem Haus, das die Zeit nicht angerührt hatte, denn Gott hatte es gesegnet und seinen Grund geheiligt. Es war eine Farm, und dort rasteten sie und waren in Sicherheit sieben Tage lang.

11. Zwei von ihnen beschlossen, an diesem Ort zu bleiben, denn die Frau war gesegneten Leibes. Das Kind ward geboren und bekam den Namen Caleb, und Gott liebte es.

12. So zogen die anderen weiter, die zwei aber blieben mit dem Kind zurück.

Viertes Kapitel

1. Und es begab sich, dass Amy und ihre Gefährten Tag und Nacht wanderten bis in das Land Colorado, wo sie Soldaten fanden, fünf Mal zwanzig an der Zahl. Sie hießen »Expeditionsbataillon« und kamen aus dem Land Texas.

2. Denn Texas war in jener Zeit ein Ort der Zuflucht auf der Erde, und die Soldaten waren ausgezogen, gegen die Virals zu kämpfen, und ein jeder hatte gelobt, zu sterben für seine Kameraden.

3. Und eine von ihnen beschloss, sich einzureihen in die Expedition und Soldat zu werden, und das war Alicia, genannt Blades, die mit den Messern. Einer der Soldaten beschloss wiederum, sich zu ihnen zu gesellen, und das war Lucius, der Treue.

4. Dort wären sie geblieben, doch der Winter nahte. Vier aus ihrer Zahl verlangte es, mit den Soldaten nach Texas zu ziehen, und Amy und Peter gingen sodann allein weiter.

5. Als die beiden den Ort erreichten, da Amy geschaffen ward, gewahrten sie dort auf dem höchsten Gipfel einen Engel des HERRN. Und der Engel sprach zu Amy:

6. Fürchte dich nicht, denn ich bin Lacey und ich habe viele, viele Jahre auf dich gewartet, um dir den Weg zu weisen und ihn auch Peter zu weisen. Denn er ist auserwählt, dir beizustehen.

7. Denn wie zur Zeit Noahs hat Gott in seiner Weisheit ein Schiff bereitgestellt, um die Wasser der Zerstörung zu überbrücken, und dieses Schiff ist Amy. Und Peter soll es sein, der seine Gefährten auf trockenes Land steuert.

8. Daher wird der HERR heil machen, was zerbrochen ist, und Trost bringen den Herzen der Gerechten. Und dieses soll heißen »der Übergang«.

9. Der Engel Lacey rief sodann Babcock, den Ersten der Zwölf, aus der Finsternis, und es begann ein großer Kampf. Lacey erschlug ihn mit einem hellen Blitz und begab sich in die Hand des HERRN.

10. Und so wurden Babcocks Viele von ihm befreit und erinnerten sich der Menschen, die sie einst gewesen waren, in der Zeit Davor: Mann und Frau, Gemahl und Gemahlin, Vater und Kind.

11. Amy aber wandelte unter ihnen und segnete jeden Einzelnen, denn das war Gottes Wille: dass sie das Gefäß sei, das die Seelen der Vielen durch die lange Nacht des Vergessens trug. Und ihre bösen Geister fuhren daraufhin von ihnen aus, und sie durften endlich sterben.

12. Und auf diese Weise erfuhren Amy und ihre Gefährten, was vor ihnen lag, denn der Weg, auf dem sie reisen sollten, war steil, und es war erst der Anfang.



Der Geist

Sommer 97 n. V.

Fünf Jahre nach dem Fall
der Ersten Kolonie

*Gedenke mein, wenn ich gegangen bin,
Weit fort hinweg ins stille Land.*

Christina Rossetti, »Remember«

1

Waisenhaus der Barmherzigen Schwestern, Kerrville, Texas

Später, nach Abendbrot und Gebet, nach dem Baden, wenn es Ba-deabend war, und nach den letzten Verhandlungen über den Abschluss des Tages (*Bitte, Schwester, können wir nicht noch ein bisschen länger aufbleiben? Bitte, nur noch eine Geschichte?*), wenn die Kinder endlich eingeschlafen waren und alles sehr still war, betrachtete Amy sie in ihren Betten. Das verstieß gegen keine Regel; die Schwestern waren an ihre nächtlichen Wanderungen gewöhnt. Wie ein Geist huschte sie von einem stillen Zimmer zum anderen und wehte zwischen den Reihen der Betten auf und ab, in denen die Kinder selig schliefen. Die Ältesten waren dreizehn, bereit zum Schritt ins Erwachsenenalter, die Jüngsten noch Babys. Jedes hatte seine Geschichte, und sie war immer traurig. Viele waren Drittlinge, vor dem Waisenhaus ausgesetzt von Eltern, die die Steuer nicht zahlen konnten. Andere Opfer noch grausamerer Umstände: die Mutter im Kindbett gestorben oder unverheiratet, eine Schmach, die viele nicht ertragen konnten; der Vater verschwunden in den dunklen Winkeln der Stadt oder gefallen vor der Mauer. Die Herkunft der Kinder war unterschiedlich, aber ihr Schicksal würde immer das gleiche sein. Die Mädchen würden in den Orden eintreten, wo sie ihre Tage mit Gebet und Kontemplation verbringen und für die Kinder sorgen würden, die sie selbst einmal gewesen waren, und die Jungen würden Soldaten werden, Angehörige der

Expeditionsstreitkräfte, und ihr Gelübde würde von anderer Art, doch nicht weniger bindend sein.

Aber in ihren Träumen waren sie Kinder – immer noch Kinder, dachte Amy. Ihre eigene Kindheit war die fernste von allen Erinnerungen in ihr; unendlich weit weg. Doch wenn sie diese schlafenden Kinder betrachtete und sah, wie deren geschlossene Augen im Traum flatterten, rückte sie wieder näher heran – die Erinnerung an eine Zeit, in der Amy selbst ein kleines Wesen in der Welt gewesen war und in ihrer Unschuld nichts geahnt hatte von dem, was vor ihr lag, von der allzu langen Reise ihres Lebens. Die Zeit war eine endlose Weite in ihr, zu viele Jahre waren seither vergangen, als dass sie das eine noch vom anderen hätte unterscheiden könnten. Vielleicht also wanderte sie deshalb zwischen ihnen umher: um sich zu erinnern.

Caleb war es, dessen Bett sie sich bis zuletzt aufhob, denn er würde auf sie warten. Baby Caleb – obwohl er kein Baby mehr war, sondern ein Junge von fünf Jahren, stramm und energisch wie alle Kinder, voller Überraschungen, Humor und verblüffender Offenheit. Von seiner Mutter hatte er die hohen, scharf gemeißelten Wangenknochen und die olivfarbene Haut ihres Klans. Von seinem Vater den unnachgiebigen Blick, das dunkle Staunen, das grobe schwarze Haar, kurzgeschoren wie eine Mütze, das früher, in der Kolonie, immer nur »Jaxon-Haar« geheißen hatte. Ein Amalgam physischer Elemente, ein Puzzle, zusammengesetzt aus Stücken seines Stammes. Sie sah sie in seinen Augen. Er war Mausami, er war Theo. Er war nur er selbst.

»Erzähl mir von ihnen.«

Immer, jeden Abend, das gleiche Ritual. Es war, als könne der Junge nicht einschlafen, ohne eine Vergangenheit zu besuchen, an die er sich nicht erinnern konnte. Amy nahm ihren gewohnten Platz auf der Kante seiner Pritsche ein. Unter den Decken waren die Umrisse seines schlanken Kinderkörpers kaum zu sehen. Um sie herum zwanzig schlafende Kinder, ein Chor der Stille.

»Ja«, begann sie leise, »mal sehen. Deine Mutter war sehr schön.«

»Eine Kriegerin.«

»Ja.« Sie lächelte. »Eine schöne Kriegerin. Mit langen schwarzen Haaren, die sie zu einem Kriegerinnenzopf flocht.«

»Damit sie mit ihrem Bogen schießen konnte.«

»Richtig. Aber vor allem war sie eigensinnig. Weißt du, was es bedeutet, wenn jemand eigensinnig ist? Ich hab's dir schon gesagt.«

»Störrisch?«

»Ja. Aber auf gute Art. Wenn ich dir sage, du sollst dir vor dem Essen die Hände waschen, und du weigerst dich, dann ist das nicht gut. Das ist die falsche Art von Eigensinn. Ich will damit sagen, dass deine Mutter immer getan hat, was sie für richtig hielt.«

»Darum hat sie mich bekommen.« Er konzentrierte sich auf diese Worte. »Weil es ... weil es richtig war, ein Licht in die Welt zu bringen.«

»Gut. Du weißt es noch. Erinnere dich immer daran, dass du ein helles Licht bist, Caleb.«

Ein warmes, glückliches Leuchten trat auf Calebs Gesicht.

»Jetzt erzähl mir von Theo. Von meinem Vater.«

»Von deinem Vater?«

»Biiitteeee.«

Sie lachte. »Also gut. Dein Vater. Zunächst einmal war er sehr tapfer. Ein tapferer Mann. Er hat deine Mutter sehr geliebt.«

»Und traurig.«

»Stimmt, traurig war er auch. Aber gerade das machte ihn so tapfer, weißt du. Denn er tat das Tapferste, was es gibt. Weißt du, was das ist?«

»Hoffnung zu haben.«

»Ja. Hoffnung zu haben, wenn es scheinbar keine mehr gibt. Auch daran musst du dich immer erinnern.« Sie beugte sich über ihn und küsste seine Stirn, die feucht war von kindlicher Wärme. »Jetzt ist es spät. Zeit zum Schlafen. Morgen ist auch noch ein Tag.«

»Haben sie ... mich geliebt?«

Sie war verblüfft. Nicht über die Frage an sich – die hatte er schon viele Male gestellt –, sondern über seinen unsicheren Tonfall.

»Natürlich, Caleb. Das hab ich dir doch schon oft gesagt. Sie haben dich sehr geliebt. Sie lieben dich immer noch.«

»Weil sie im Himmel sind.«

»Richtig.«

»Wo wir alle zusammen sind, für immer. Da, wo die Seele hingehet.« Er zögerte und schaute weg. Dann flüsterte er: »Sie sagen, du bist sehr alt.«

»Wer sagt das, Caleb?«

»Weiß ich nicht.« Eingehüllt in seine Decken wie in einen Kokon zuckte er kaum merklich die Achseln. »Alle. Die anderen Schwestern. Ich hab gehört, wie sie reden.«

Darüber war noch nie gesprochen worden. Nach allem, was Amy wusste, kannte nur Schwester Peg die Geschichte.

»Na ja«, sagte sie und sammelte sich, »ich bin älter als du. Das weiß ich immerhin. Alt genug, um dir zu sagen, es ist Zeit zum Schlafen.«

»Ich sehe sie manchmal.«

Sie stutzte. »Caleb? Wie siehst du sie?«

Der Blick des Jungen war plötzlich nach innen gerichtet. »Nachts. Wenn ich schlafe.«

»Wenn duträumst, meinst du.«

Darauf hatte der Junge keine Antwort.

Sie berührte seinen Arm unter der Decke. »Ist schon gut, Caleb. Du kannst es mir sagen, wenn du so weit bist.«

»Es ist nicht dasselbe. Es ist nicht wie ein Traum.« Sein Blick kehrte zu ihrem Gesicht zurück. »Dich sehe ich auch, Amy.«

»Mich?«

»Aber du bist dann anders. Nicht, wie du jetzt bist.«

Sie wartete darauf, dass er noch mehr sagte. Doch es kam nichts mehr. Inwiefern anders?

»Sie fehlen mir«, sagte der Junge schließlich.

Sie nickte, und für den Augenblick ließ sie es durchgehen. »Ich weiß. Du wirst sie auch irgendwann wiedersehen. Aber vorläufig hast du mich. Du hast deinen Onkel Peter. Er wird bald nach Hause kommen, weißt du.«

»Mit den Expi-lions-Truppen.« Ein Ausdruck von Entschlossenheit trat in das Gesicht des Jungen. »Wenn ich groß bin, will ich Soldat werden wie Onkel Peter.«

Amy drückte ihm noch einen Kuss auf die Stirn und richtete sich auf. »Wenn du das werden willst, dann wirst du es auch werden. Und jetzt schlaf.«

»Amy?«

»Ja, Caleb?«

»Hat dich auch jemand so geliebt?«

Sie blieb am Bett des Jungen stehen, und die Erinnerungen brannten über sie hinweg. Die Erinnerung an einen Frühlingsabend, an ein kreisendes Karussell und den Geschmack von Puderzucker. An einen See und an ein Haus im Wald und an das Gefühl einer großen Hand, die ihre eigene umschloss. Tränen stiegen ihr in die Kehle.

»Ich glaube, ja. Ich hoffe es zumindest.«

»Tut Onkel Peter es?«

Erschrocken runzelte sie die Stirn. »Wie kommst du darauf, Caleb?«

»Ich weiß nicht.« Der Junge zuckte ein bisschen verlegen die Achseln. »Die Art, wie er einen ansieht. Er lächelt immer.«

»Tja.« Sie tat ihr Bestes, sich nichts anmerken zu lassen. War da auch nichts? »Ich glaube, er lächelt, weil er sich freut, dich zu sehen. Jetzt wirst du schlafen. Versprochen?«

Sein Blick war ein Stöhnen. »Versprochen.«

Draußen strahlten die Scheinwerfer auf die Stadt herab. Die Helligkeit war nicht so total wie in der Kolonie; dazu war Kerrville viel zu groß. Es war eher eine Art Dämmerlicht, hell an den Rändern und mit einer Krone aus Sternen. Amy schlich sich aus dem

Hof und hielt sich im Schatten. Am Fuße der Mauer fand sie die Leiter. Sie versuchte nicht, ihren Aufstieg zu verheimlichen. Oben empfing sie der Posten, ein breitschultriger Mann mittleren Alters mit einem Gewehr quer vor der Brust.

»Was fällt dir ein?«

Aber mehr sagte er nicht. Als der Schlaf ihn überkam, ließ sie ihn auf den Laufgang sinken und lehnte ihn mit dem Gewehr auf dem Schoß an die Brüstung. Wenn er aufwachte, würde er sich nur bruchstückhaft und traumartig an sie erinnern. Ein Mädchen? Eine der Schwestern im groben grauen Gewand des Ordens? Vielleicht würde er nicht von selbst aufwachen, sondern von einem seiner Kameraden gefunden und weggeschleppt werden, weil er auf dem Posten geschlafen hatte. Das bedeutete ein paar Tage Haft, mehr aber auch nicht. Und glauben würde ihm sowieso niemand.

Sie lief auf dem Laufsteg entlang bis zur leeren Beobachtungsplattform. Die Streife kam alle zehn Minuten vorbei; mehr Zeit hatte sie also nicht. Die Scheinwerfer ließen ihr helles Licht wie eine leuchtende Flüssigkeit über die Felder dort unten fließen. Amy schloss die Augen, wartete, bis ihr Kopf leer war, und schickte dann ihre Gedanken nach draußen, hoch hinaus über das Feld.

– Kommt zu mir.

– Kommt zu mir kommt zu mir kommt zu mir.

Sie glitten aus der Dunkelheit heran. Erst einer, dann noch einer und noch einer, eine leuchtende Phalanx, wo sie am Rande der Schatten kauerten. Und im Geiste hörte sie die Stimmen. Die Stimmen und die Frage:

Wer bin ich?

Sie wartete.

Wer bin ich wer bin ich wer bin ich?

Wie sehr sie ihn vermisste. Wolgast, den, der sie geliebt hatte. Wo bist du?, dachte sie, und das Herz tat ihr weh vor Einsamkeit, denn Nacht für Nacht, seit dieses Neue in ihr erwacht war, spürte sie seine Abwesenheit schmerzlich. Warum hast du mich alleingelassen? Aber Wolgast war nirgendwo, nicht im Wind und nicht im

Himmel, nicht in dem Geräusch, mit dem die Erde sich langsam drehte. Der Mann, der er war, war fort.

Wer bin ich wer bin ich?

Sie wartete so lange wie möglich. Die Minuten tickten dahin. Dann näherten sich Schritte auf dem Laufsteg; der Posten.

– Ihr seid ich, sagte sie zu ihnen. Ihr seid ich. Jetzt geht. Sie zerstoben in die Dunkelheit.

2

76 Meilen südlich von Roswell, New Mexico

Alicia Donadio – Alicia Blades, das Neue Wesen, Tochter des großen Niles Coffee und Kundschafter-Scharfschütze des Zweiten Expeditionsbataillons der Armee der Republik Texas – erwachte an einem warmen Abend im September, viele Meilen und Wochen von daheim entfernt, und schmeckte Blut im Wind.

Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, knapp einen Meter siebzig groß und kräftig gebaut, und ihr rotes Haar war kurz geschnitten. Ihre Augen, die einmal blau gewesen waren, hatten jetzt den orangegelben Glanz von glühenden Kohlen. Sie hatte nur leichtes Gepäck, kein Gramm war zu viel. Ihre Füße steckten in Sandalen, die aus Segeltuch geschnitten waren, mit Profilsohlen aus dem vulkanisierten Gummi von Autoreifen. Ihre Jeans waren an den Knien und am Hosenboden verschlissen. Die Ärmel ihres Baumwollpullovers waren abgeschnitten, damit sie sich schneller bewegen konnte. Sie hatte sich zwei lederne Gurte um die Brust geschnallt, in deren Scheiden sechs stählerne Messer steckten, ihr Markenzeichen: die Blades. Auf dem Rücken, an einem Strick aus kräftigem Hanf, hing ihre Armbrust. Eine halbautomatische .45er Browning mit neunschüssigem Magazin, die Waffe für den äußersten Notfall, saß in einem Holster an ihrem Oberschenkel.

Acht und eine, hieß es immer. Acht für die Virals, eine für dich. Acht und eine und dann keine.

Die Stadt hieß Carlsbad. Die Zeit war nicht spurlos an ihr vorbeigegangen, hatte sie blankgefegt wie ein Riesenbesen. Ein paar Gebäude waren aber noch da, die leeren Hülsen von Häusern, rostige Schuppen, still gewordene Ruinen als Beweis für die Vergänglichkeit alles Irdischen. Sie hatte den Tag im Schatten einer Tankstelle verbracht, deren Blechdach aus irgendeinem Grund immer noch stand, und in der Abenddämmerung war sie aufgewacht, um zu jagen. Den Hasen hatte sie mit der Armbrust erwischt – ein Schuss durch die Kehle –, sie hatte ihn gehäutet und über einem Mesquiteholzfeuer gebraten, und sie hatte das faserige Fleisch von den Keulen gezupft, während die Flammen darunter knisterten.

Sie hatte es nicht eilig.

Sie war eine Frau mit Regeln, mit Ritualen. Sie tötete keine Virals, wenn sie schliefen. Sie benutzte kein Gewehr, wenn sie es vermeiden konnte. Gewehre waren laut und unsauber und der Aufgabe nicht würdig. Sie nahm sie mit dem Messer, schnell, oder mit der Armbrust, sauber und ohne Reue und immer mit einem barmherzigen Segen im Herzen. Sie sagte: »Ich sende euch heim, meine Brüder und Schwestern, ich befreie euch aus dem Gefängnis eures Daseins.« Und nach dem Töten, wenn sie die Klinge aus ihrem mörderischen Ziel gezogen hatte, legte sie den Griff erst an die Stirn, dann an die Brust, an Kopf und Herz und weihte die Erlösung der Kreatur so mit der Hoffnung, dass ihr Mut sie, wenn der Tag da wäre, nicht im Stich lassen und sie selbst befreit werden würde.

Sie wartete, bis es Nacht war, löschte das Feuer und brach auf.

Seit Tagen zog sie durch eine weite Buschlandtiefelbene. Im Süden und im Westen ragten die Schattenumrisse von Bergen empor, die sich wie Schultern aus dem Talboden erhoben. Wenn Alicia in ihrem Leben schon einmal das Meer gesehen hätte, dann hätte sie vielleicht gedacht: Das ist es, das ist das Meer. Der Grund eines großen Binnenmeers, und die Berge sind Überreste eines riesigen Riffs aus einer Zeit, da unvorstellbare Ungeheuer über die Erde und die Meere streiften.

Wo seid ihr heute Nacht?, dachte sie. Wo versteckt ihr euch, meine Brüder und Schwestern im Blut?

Sie war eine Frau mit drei Leben – zwei Vorher, ein Nachher. Im ersten Vorher war sie nur ein kleines Mädchen gewesen. Die Welt bestand aus schwankenden Gestalten und blitzenden Lichtern und sagte ihr nichts. Sie war wie der Wind, der durch ihre Haare fuhr. Bis zu jener Nacht. Sie war acht Jahre gewesen, als der Colonel sie vor die Mauern der Kolonie gebracht und dort zurückgelassen hatte, ohne alles, nicht einmal mit einem Messer. Sie hatte die ganze Nacht unter einem Baum gesessen und geweint, und als die Morgensonne sie fand, war sie verändert, verwandelt, und das Mädchen, das sie gewesen war, war fort. Siehst du?, fragte der Colonel und kniete vor ihr im Staub, wo sie saß. Er umarmte sie nicht tröstend, sondern schaute ihr geradewegs ins Gesicht wie ein Soldat. Verstehst du jetzt? Und sie tat es, ja. Sie verstand. Ihr Leben, der kümmerliche Zufall ihres Daseins, bedeutete nichts. Sie hatte es aufgegeben. An diesem Tag hatte sie den Eid abgelegt.

Das alles war lange her. Sie war ein Kind gewesen, dann eine Frau, dann – was? Die dritte Alicia, das Neue Wesen, nicht Viral und nicht Mensch, sondern irgendwie beides. Ein Amalgam. Ein Kompositum, ein Wesen für sich. Sie war unter den Virals gereist wie ein unsichtbares Phantom, ein Teil von ihnen, aber auch wieder nicht, ein Geist für die Geister, die sie waren. In ihren Adern war das Virus, doch als Gegengewicht auch ein Zweites, das sie von Amy bekommen hatte, dem Mädchen von Nirgendwo, aus einer der zwölf Ampullen aus dem Labor in Colorado. Die übrigen hatte Amy selbst vernichtet, in die Flammen geworfen. Amys Blut hatte ihr das Leben gerettet, aber dann wiederum auch nicht. Es hatte sie, Lieutenant Alicia Donadio, Kundschafter-Scharfschütze der Expeditionsstreitkräfte, zu einem Wesen gemacht, das einzigartig war. Unter den Lebenden gab es niemanden wie sie.

Es kam vor, oft, eigentlich immer, dass Alicia selbst nicht genau hätte sagen können, was sie war.

Sie kam zu einem Schuppen. Ein pockennarbiges, durchlöchertes Gebäude, halb im Sand vergraben, mit einem schrägen Blechdach.

Sie ... *fühlte* etwas.

Seltsam. Das hatte sie noch nicht erlebt. Diese Fähigkeit hatte das Virus ihr nicht gegeben; die hatte nur Amy. Alicia war das Yin zu Amys Yang, ausgestattet mit der körperlichen Kraft und Schnelligkeit der Virals, aber ohne Kontakt zu dem unsichtbaren Netz, das sie miteinander verband, Gedanke an Gedanke.

Und doch – war es nicht so? Dass sie etwas *fühlte*? Dass sie *sie* *fühlte*? Ein Kribbeln an der Schädelbasis, ein leises Rascheln im Kopf, kaum hörbar als Worte:

Wer bin ich? Wer bin ich wer bin ich wer bin ich wer bin ich ...?

Es waren drei. Sie alle waren Frauen gewesen früher. Und mehr noch: Alicia spürte – wie war das möglich? –, dass in jeder von ihnen ein einzelner Kern der Erinnerung lag. Eine Hand, die ein Fenster schloss, und das Rauschen von Regen. Ein bunter Vogel, der in einem Käfig sang. Der Blick durch eine Tür in ein dunkles Zimmer und auf zwei kleine Kinder, Junge und Mädchen, die in ihren Betten schliefen. Alicia empfing diese Visionen, als wären es ihre eigenen. Bilder und Geräusche und Gerüche und Gefühle – eine Melange aus intensiven Wahrnehmungen wie drei winzige Feuer, die in ihr loderten. Kurz war sie davon gefangen und stand in stummer Ehrfurcht vor diesen Erinnerungen an eine verlorene Welt. An die Welt der Zeit Davor.

Aber noch etwas. Jede dieser Erinnerungen war umhüllt von einem dunklen Leinentuch, endlos und unerbittlich, und es ließ Alicia bis ins Mark erschauern. Sie fragte sich, was es war, doch dann wusste sie es: der Traum dessen, der Martínez hieß. Julio Martínez aus El Paso, Texas, der Zehnte der Zwölf, zum Tode verurteilt wegen Mordes an einem Hilfspolizisten. Der, den Alicia suchte.

In seinem Traum vergewaltigte Martínez immer wieder eine Frau namens Louise – der Name stand in verschnörkelter Schrift auf der Brusttasche an der Bluse der Frau –, und dabei erwürgte er sie mit einem Stromkabel.

Die Tür des Schuppens hing schief an verrosteten Angeln. Drinnen war es eng: Alicia hätte gern mehr Platz gehabt, besonders bei dreien. Sie schlich vorwärts, folgte der Richtung des Bolzens auf der Armbrust und betrat den Schuppen.

Zwei der Virals hingen kopfüber an den Deckenbalken, der Dritte kauerte in einer Ecke und nagte mit schmatzenden Geräuschen an einem Stück Fleisch. Sie hatten eben eine Antilope ausgesaugt. Die Überreste lagen jetzt auseinandergerissen auf dem Boden, Fellklumpen und Knochen und Haut. Satt und benommen nahmen die Virals keine Notiz von ihr, als sie hereinkam.

»Guten Abend, Ladys.«

Den Ersten holte sie mit der Armbrust vom Deckenbalken. Ein dumpfer Schlag, ein jäh erstickter Schrei, und der Körper krachte auf den Boden. Die beiden anderen kamen jetzt zu sich. Der Zweite ließ den Balken los, zog die Knie an die Brust und drehte sich im Fall, um von ihr abgewandt auf den Klauenfüßen zu landen. Alicia ließ die Armbrust fallen, zog ein Messer und schleuderte es in einer einzigen fließenden Bewegung in den Dritten, der sich aufgerichtet hatte und sie ansah.

Zwei erledigt, einer blieb noch.

Es hätte einfach sein müssen. Plötzlich war es das nicht. Als Alicia das zweite Messer zog, fuhr der letzte Viral herum und schlug ihr mit solcher Kraft auf die Hand, dass die Waffe kreiselnd ins Dunkel flog. Bevor die Bestie noch einmal zuschlagen konnte, ließ Alicia sich zu Boden fallen und rollte zur Seite. Als sie mit dem nächsten Messer in der Hand hochkam, war der Viral weg.

Fuck.

Sie raffte die Armbrust vom Boden hoch, legte einen neuen Bolzen auf und stürzte hinaus. Wo zum Teufel war er? Zwei schnelle Schritte, und Alicia sprang auf das Dach des Schuppens, wo sie mit metallenem Dröhnen landete. Rasch sah sie sich um. Nichts, keine Spur.

Dann war der Viral hinter ihr. Eine Falle, begriff Alicia – er musste sich versteckt haben, flach hingestreckt am anderen Ende

des Daches. Zwei Dinge geschahen gleichzeitig. Alicia fuhr auf den Absätzen herum und zielte auf ihn, und im selben Moment gab das Dach mit dem Lärm von splitterndem Holz und reißen-dem Blech unter ihr nach.

Sie landete mit dem Gesicht nach oben auf dem Boden des Schuppens, und der Viral krachte auf sie herunter. Die Armbrust war weg. Alicia wollte ein Messer ziehen, kam aber nicht heran. Sie brauchte beide Hände, um den Viral auf Armlänge von sich abzuhalten und seinen Zähnen auszuweichen. Nach links, nach rechts und wieder nach links zuckte das Gesicht der Bestie, und die Kiefer schnappten nach ihrer nach hinten gebogenen Kehle. Eine übermächtige Kraft im Kampf mit jemandem, der sich nicht rühren konnte: Wie lange konnte das gehen? Die Kinder in ihren Betten, dachte Alicia – das war dieser hier. Er war die Frau, die durch die Tür zu ihren schlafenden Kindern hineinschaute. Denk an die Kinder, dachte Alicia, und dann sagte sie es:

»Denk an die Kinder.«

Der Viral erstarnte. Ein wehmütiger Ausdruck trat in sein Gesicht. Für einen winzigen Augenblick – nicht mehr als eine halbe Sekunde lang – trafen sich ihre Blicke in der Dunkelheit. Mary, dachte Alicia. Dein Name war Mary. Ihre Hand tastete nach dem Messer. *Ich schicke dich heim, meine Schwester, Mary*, dachte Alicia. *Ich befreie dich aus dem Gefängnis deines Daseins*. Und mit einer Aufwärtsbewegung stieß sie die Klinge von der Spitze bis zum Heft in den Sweetspot.

Alicia rollte die Leiche zur Seite. Die anderen lagen da, wo sie hingefallen waren. Sie zog Messer und Bolzen aus den Kadavern und wischte sie ab, und dann kniete sie neben dem Dritten nieder. Wenn es vorbei war, empfand Alicia meist nichts außer einer unbestimmten Leere, und überrascht sah sie jetzt, dass ihre Hände zitterten. Woher hatte sie das gewusst? Denn das hatte sie, mit absoluter Klarheit, sie hatte gewusst, dass die Frau Mary geheißen hatte.

Sie zog das Messer heraus und berührte damit Kopf und Herz.

Danke, Mary, dass du mich nicht getötet hast, bevor meine Arbeit getan ist. Ich hoffe, du bist jetzt bei deinen Kleinen.

Marys Augen standen offen und starrten ins Leere. Alicia schloss sie mit den Fingerspitzen. Es kam nicht in Frage, sie zu lassen, wo sie war. Alicia nahm den Leichnam auf den Arm und trug ihn nach draußen. Eine Mondsichel war aufgegangen und übergoss die Landschaft mit ihrem Glanz. Aber Mondlicht war nicht das, was Mary brauchte. Hundert Jahre Nachthimmel waren genug, dachte Alicia und legte die Frau auf ein Stück offenes Land, wo die Sonne sie am Morgen finden und ihre Asche in den Wind verstreuen würde.

Der Weg führte jetzt bergauf.

Ein Tag und eine Nacht waren vergangen. Alicia war in den Bergen und folgte einem trockenen, schmalen Bachbett, höher und höher hinauf. Sie spürte die Virals jetzt stärker; sie ging auf etwas zu. Mary, dachte sie, was versuchst du mir zu sagen?

Der Morgen dämmerte schon, als sie auf dem Höhenkamm ankam und der Horizont zurückwich. Unter ihr in der windzerfurchten Dunkelheit entfaltete sich das Tal, und nur die Sterne leisteten ihm Gesellschaft. Alicia wusste, dass man ihre scheinbar beliebigen Konstellationen in einzelne Figuren zergliedern konnte, in die Umrisse von Menschen und Tieren, aber das hatte sie nie gelernt. In ihren Augen erschienen die Sterne planlos verstreut, als würden sie jede Nacht von Neuem über den Himmel gesät.

Dann sah sie es: einen klaffenden schwarzen Schlund in einer schüsselförmigen Senke. Die Öffnung war dreißig Meter hoch, vielleicht auch höher. Vor dem Eingang der Höhle waren geschwungene Bänke wie in einem Amphitheater aus der Felsflanke des Bergs gehauen. Fledermäuse schwirrten über den Himmel.

Es war ein Tor zur Hölle.

Du bist da unten, nicht wahr?, dachte Alicia lächelnd. Du Scheißkerl, ich hab dich gefunden.

II

Der Vertraute

Frühjahr

Im Jahr Null

*Nun ist die wahre Spukezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen und die Hölle
selbst Pest haucht in diese Welt.*

Shakespeare, *Hamlet*

3

Denver Police Dept.

Fallakte 193874

Distrikt 6

Transkript der Befragung von Lila Beatrice Kyle
durch Detective Rita Chernow

3. Mai, 4.17 Uhr

RC: Ich gebe zu Protokoll, dass die zu Befragende umfassend über ihre Rechte aufgeklärt wurde und bei dieser Befragung auf die Anwesenheit eines Anwalts verzichtet hat. Befragung durchgeführt durch Detective Rita Chernow, Denver PD, Distrikt 6. Die Zeit ist 4.17 Uhr. Dr. Kyle, würden Sie bitte Ihren vollen Namen angeben?

LK: Lila Beatrice Kyle.

RC: Und Sie sind Unfallchirurgin im Denver General Hospital, ist das richtig?

LK: Ja.

RC: Und Sie wissen, warum Sie hier sind?

LK: Weil im Krankenhaus etwas passiert ist. Sie wollten mir ein paar Fragen stellen. Wo sind wir hier?

RC: Wir sind auf dem Polizeirevier, Dr. Kyle.

LK: Bin ich in Schwierigkeiten?

RC: Wir haben darüber gesprochen, erinnern Sie sich? Wir versuchen herauszufinden, was heute Nacht in der Notaufnahme passiert ist. Ich weiß, Sie sind aufgeregt. Ich habe nur ein paar Fragen an Sie.

LK: Ich habe hier Blut. Warum ist da Blut an mir?

RC: Wissen Sie noch, was in der Notaufnahme passiert ist, Dr. Kyle?

LK: Ich bin müde. Warum bin ich so müde?

RC: Können wir Ihnen etwas bringen? Einen Kaffee vielleicht?

LK: Ich darf keinen Kaffee trinken. Ich bin schwanger.

RC: Aber Wasser? Möchten Sie ein Glas Wasser?

LK: Okay.

(Unterbrechung)

RC: Fangen wir ganz von vorne an. Sie haben heute Nacht in der Notaufnahme gearbeitet, ist das richtig?

LK: Nein, ich war oben.

RC: Aber Sie sind in die Notaufnahme heruntergekommen?

LK: Ja.

RC: Um welche Zeit?

LK: Ich weiß es nicht mehr genau. Gegen eins. Sie haben mich angepiepst.

RC: Warum hat man Sie angepiepst?

LK: Ich hatte orthopädischen Bereitschaftsdienst. Sie hatten einen Patienten mit einem gebrochenen Handgelenk.

RC: Und war dieser Patient Mr Letourneau?

LK: Ich glaube, ja.

RC: Was hat man Ihnen sonst noch über ihn gesagt?

LK: Bevor ich hinunterging, meinen Sie?

RC: Ja.

LK: Er sei von irgendeinem Tier gebissen worden.

RC: Von einem Hund zum Beispiel?

LK: Ich nehme es an. Sie haben es nicht gesagt.

RC: Sonst noch etwas?

- LK: Es hieß, er hätte hohes Fieber. Und er hätte sich übergeben.
- RC: Und mehr hat man Ihnen nicht gesagt?
- LK: Nein.
- RC: Und was haben Sie gesehen, als Sie in die Notaufnahme kamen?
- LK: Er lag im dritten Bett. Da waren nur zwei andere Patienten. Sonntags ist es meistens ruhig.
- RC: Und wann wäre das gewesen?
- LK: Viertel nach eins, halb zwei.
- RC: Und haben Sie Mr Letourneau untersucht?
- LK: Nein.
- RC: Ich stelle die Frage anders. Haben Sie den Patienten gesehen?
(Pause)
- RC: Dr. Kyle?
- LK: Entschuldigung, wie war die Frage?
- RC: Haben Sie Mr Letourneau heute Nacht in der Notaufnahme gesehen?
- LK: Ja. Mark war auch da.
- RC: Meinen Sie Dr. Mark Shin?
- LK: Er war der diensthabende Arzt. Haben Sie mit ihm gesprochen?
- RC: Dr. Shin ist tot, Dr. Kyle. Er ist eins der Opfer.
- LK: (*unverständlich*)
- RC: Könnten Sie bitte lauter sprechen?
- LK: Ich bin einfach ... ich weiß es nicht. Entschuldigung, was wollten Sie wissen?
- RC: Was können Sie mir über Mr Letourneau sagen? Wie wirkte er auf Sie?
- LK: Wie er wirkte?
- RC: Ja. War er wach?
- LK: Ja, er war wach.
- RC: Was haben Sie sonst noch beobachtet?
- LK: Er war desorientiert. Erregt. Seine Gesichtsfarbe war merkwürdig.

RC: Wie meinen Sie das?

(Pause)

LK: Ich muss zur Toilette.

RC: Lassen Sie uns vorher ein paar Fragen klären. Ich weiß, Sie sind müde. Ich verspreche Ihnen, ich bringe Sie hier raus, so schnell ich kann.

LK: Haben Sie Kinder, Detective Chernow?

RC: Wie bitte?

LK: Ob Sie Kinder haben. Ich bin nur neugierig.

RC: Ja, ich habe zwei Söhne.

LK: Wie alt? Wenn ich fragen darf.

RC: Fünf und sieben. Ich habe nur noch wenige Fragen. Glauben Sie, das schaffen Sie?

LK: Ich wette, Sie wollen noch ein Mädchen, oder? Glauben Sie mir, nichts ist wie ein eigenes kleines Mädchen.

RC: Konzentrieren wir uns erst mal auf Mr Letourneau, wäre das okay? Sie haben gesagt, er war erregt. Könnten Sie darauf genauer eingehen?

LK: Genauer eingehen?

RC: Ja. Was hat er getan?

LK: Er hat komische Geräusche gemacht.

RC: Können Sie die beschreiben?

LK: Ein Klicken, in der Kehle. Und er hat gestöhnt. Er schien starke Schmerzen zu haben.

RC: Hatte er etwas gegen die Schmerzen bekommen?

LK: Sie hatten ihm Tramadol gegeben. Ich glaube, es war Tramadol.

RC: Wer war noch da außer Dr. Shin?

(Pause)

RC: Dr. Kyle? Wer war außerdem noch da, als Sie Mr Letourneau untersucht haben?

LK: Eine der Schwestern. Sie hat versucht, ihn zu beruhigen. Er war ganz außer sich.

RC: Sonst noch jemand?

LK: Ich weiß es nicht mehr. Ein Pfleger? Nein, zwei.

RC: Und wie ging es weiter?

LK: Er bekam Krämpfe.

RC: Der Patient bekam Krampfanfälle?

LK: Ja.

RC: Was haben Sie da unternommen?

LK: Wo ist mein Mann?

RC: Er ist draußen. Er ist mit Ihnen gekommen. Wissen Sie das nicht mehr?

LK: Brad ist hier?

RC: Verzeihung. Wer ist Brad?

LK: Mein Mann. Brad Wolgast. Er ist beim FBI. Vielleicht kennen Sie ihn?

RC: Dr. Kyle, jetzt bin ich verwirrt. Der Mann, der mit Ihnen gekommen ist, heißt David Centre. Ist er nicht Ihr Ehemann?

(Pause)

RC: Dr. Kyle? Verstehen Sie meine Frage?

LK: Natürlich ist David mein Ehemann. Was reden Sie für seltsame Sachen? Woher kommt das ganze Blut? Hatte ich einen Unfall?

RC: Nein, Dr. Kyle. Sie waren im Krankenhaus. Darüber reden wir. Vor drei Stunden wurden in der Notaufnahme neun Menschen getötet. Wir versuchen herauszufinden, wie das passiert ist.

(Pause)

LK: Es hat mich angesehen. Warum hat es mich nur angesehen?

RC: Was hat Sie angesehen, Dr. Kyle?

LK: Es war furchtbar.

RC: Was?

LK: Als Erstes hat es die Schwester getötet. Da war so viel Blut. Ein ganzes Meer.

RC: Sprechen Sie von Mr Letourneau? Er hat die Schwester getötet? Sie müssen sich klar ausdrücken.

LK: Ich habe Durst. Kann ich noch etwas Wasser bekommen?

RC: Gleich. Wie hat Mr Letourneau die Schwester getötet?

LK: Es ging so schnell. Wie kann jemand sich so schnell bewegen?

RC: Sie müssen sich konzentrieren, Dr. Kyle. Womit hat Mr Letourneau die Schwester getötet? Hatte er eine Waffe?

LK: Eine Waffe? Ich erinnere mich an keine Waffe.

RC: Wie hat er es dann getan?

(Pause)

RC: Dr. Kyle?

LK: Ich konnte mich nicht bewegen. Es hat mich nur ... angesehen.

RC: Etwas hat Sie angesehen? War da noch jemand im Raum?

LK: Er hat seinen Mund benutzt. Damit hat er es getan.

RC: Sie wollen sagen, Mr Letourneau hat die Schwester gebissen?

(Pause)

LK: Ich bin schwanger, wissen Sie. Ich bekomme ein Kind.

RC: Das sehe ich, Dr. Kyle. Ich weiß, das alles ist zu viel für Sie.

LK: Ich muss mich ausruhen. Ich will nach Hause.

RC: Wir versuchen, Sie von hier wegzubringen, so schnell wir können. Nur der Klarheit halber: Sie sagen aus Mr Letourneau habe die Schwester gebissen?

LK: Geht es ihr gut?

RC: Sie wurde entthauptet, Dr. Kyle. Sie hielten ihren Körper in den Armen, als wir Sie fanden. Wissen Sie das nicht mehr?

LK: (unverständlich)

RC: Können Sie bitte lauter sprechen?

LK: Ich verstehe nicht, was Sie von mir wollen. Warum stellen Sie mir diese Fragen?

RC: Weil Sie dabei waren. Sie sind unsere einzige Zeugin. Sie haben heute Nacht neun Menschen sterben sehen. Sie wurden in Stücke gerissen, Dr. Kyle.

LK: (unverständlich)

RC: Dr. Kyle?

LK: Diese Augen. Es war wie ein Blick in die Hölle. Als falle man endlos tief in die Dunkelheit. Glauben Sie an die Hölle, Detective?

RC: Wessen Augen?

LK: Das war kein Mensch. Das kann kein Mensch gewesen sein.

RC: Sprechen Sie immer noch von Mr Letourneau?

LK: Ich kann daran nicht denken. Ich muss an das Baby denken.

RC: Was haben Sie gesehen? Sagen Sie mir, was Sie gesehen haben.

LK: Ich will nach Hause. Ich will darüber nicht mehr reden.
Zwingen Sie mich nicht.

RC: Was hat diese Menschen getötet, Dr. Kyle?

(Pause)

RC: Dr. Kyle, ist alles in Ordnung?

(Pause)

RC: Dr. Kyle?

(Pause)

RC: Dr. Kyle?

4

Bernard Kittridge, der Welt bekannt als »Last Stand in Denver«, begriff, dass es Zeit war zu verschwinden, als am Morgen der Strom ausfiel.

Er fragte sich, wieso es so lange gedauert hatte. Die Elektrizitätsversorgung einer Stadt konnte man nicht aufrechterhalten, wenn man kein Personal mehr hatte, und soweit Kittridge es aus dem neunzehnten Stock erkennen konnte, war in der ganzen Stadt Denver keine Menschenseele mehr am Leben.

Was nicht hieß, dass er jetzt allein war.

Die frühen Morgenstunden – ein strahlender, klarer Morgen in der ersten Juniwoche, Temperatur um die fünfundzwanzig Grad, gegen Abend zunehmendes Auftreten von blutsaugenden Monstern nicht ausgeschlossen – hatte er in der Sonne auf dem Balkon des Penthouse verbracht, das er in der zweiten Woche der Krise bezogen hatte. Es war eine riesige Wohnung, ein Palast in luftigen Höhen. Allein die Küche war so groß wie Kittridges ganzes Apartment. Der Geschmack des Eigentümers war eher streng: elegante lederne Sitzgruppen, die sich zum Anschauen besser eigneten als zum Sitzen, blanke Fußböden aus funkelndem Travertin, kleine, flauschige Teppiche, Glastische, die zu schweben schienen. Hier einzubrechen war überraschend einfach gewesen. Als Kittridge sich dazu entschlossen hatte, war die halbe Stadt tot, geflohen oder verschollen gewe-

sen. Die Polizei war längst weg. Er hatte erst vorgehabt, sich in einem der großen Häuser oben in Cherry Creek zu verbarrikadieren, aber aufgrund dessen, was er gesehen hatte, wollte er lieber etwas Hochgelegenes. Der Eigentümer des Penthouse war ein Mann, den er flüchtig kannte, ein regelmäßiger Kunde aus dem Geschäft. Er hieß Warren Filo. Wie das Glück es wollte, war Warren, einen Tag bevor die ganze Geschichte losbrach, ins Geschäft gekommen, um sich für einen Jagdausflug nach Alaska auszurüsten. Er war jung, zu jung für so viel Geld – Wall-Street-Geld wahrscheinlich oder Geld aus einem dieser Hightech-Börsengänge. An jenem Tag hatte die Welt noch munter vor sich hin gebrummt wie immer, und Kittridge hatte Warren geholfen, seine Einkäufe zum Wagen zu bringen. War natürlich ein Ferrari. Als Kittridge danebenstand, dachte er: Wieso besorgst du dir nicht gleich auch ein persönliches Nummernschild: »WICHSER 1«? Die Frage stand ihm offenbar ins Gesicht geschrieben, denn kaum war sie ihm durch den Kopf gegangen, wurde Warren rot vor Verlegenheit. Er trug nicht seinen gewohnten Anzug, sondern Jeans und ein T-Shirt mit der Aufschrift SLOAN SCHOOL OF MANAGEMENT. Er hatte gewollt, dass Kittridge den Wagen sah, das war klar, aber jetzt sah er, wie blöd es war, mit einem solchen Auto vor einem Abteilungsleiter von Outdoor World anzugeben, der wahrscheinlich weniger als fünftausend im Jahr verdiente. (Tatsächlich waren es sechsundvierzig.) Kittridge gestattete sich ein lautloses Lachen – mit dem, was dieser Bengel nicht wusste, konnte man ein Buch vollschreiben – und ließ den Augenblick in der Schwebe, damit kein Missverständnis aufkam. *Ich weiß, ich weiß, bekannte Warren. Es ist ein bisschen übertrieben. Ich hab mir selbst gesagt, ich werde nie eins von diesen Arschlöchern sein, die mit einem Ferrari herumfahren. Aber ich schwöre bei Gott – Sie sollten mal erleben, wie wunderbar der sich fährt.*

Kittridge hatte Warrens Adresse von der Rechnung abgeschrieben. Um in die Wohnung reinzukommen – Warren war inzwischen wahrscheinlich wohlbehalten in Alaska –, brauchte er im Büro der Hausverwaltung nur den richtigen Schlüssel zu finden, in das

entsprechende Loch der Bedienungstafel im Aufzug zu schieben und die neunzehn Stockwerke hinauf ins Penthouse zu fahren. Dort packte er seine Sachen aus. Einen Rollkoffer mit Kleidern, drei Kisten mit Waffen, ein Kurbelradio, ein Nachtsichtfernglas, Signalraketen, einen Verbandskasten, ein Schweißgerät, um die Aufzugtür zu verschließen, seinen Laptop mit der transportablen Satellitenschüssel, eine Kiste Bücher und genug Wasser und Lebensmittel für einen Monat. Der Blick vom Balkon, der sich an der Westseite des Gebäudes entlangzog, reichte im weiten Bogen bis hinüber zum Interstate 25 und zum Mile High Stadium. An beiden Enden des Balkons hatte er Kameras mit Bewegungssensoren aufgestellt; die eine erfasste die Straße, die andere das Gebäude auf der anderen Straßenseite. So würde er wahrscheinlich jede Menge gutes Filmmaterial bekommen, aber was sich wirklich lohnen würde, wären richtige Abschüsse. Die Waffe, die er dazu ausgesucht hatte, war ein Remington 700P Bolt Action, Kaliber .318 – eine schöne Kombination aus Genauigkeit und Feuerkraft mit einer Reichweite von 300 Metern. Er hatte das Gewehr mit einem digitalen Infrarot-Videozielfernrohr ausgestattet. Mit dem Fernglas würde er sein Ziel isolieren, und das Gewehr, das auf einem Zweihein auf dem Rand des Balkons stand, würde den Rest erledigen.

In der ersten Nacht, windstill und von einem abnehmenden Mond erleuchtet, hatte Kittridge sieben Stück abgeschossen: fünf auf der Straße, einen auf dem Dach gegenüber und noch einen durch das Fenster einer Bank im Parterre. Der Letzte war es, der ihn berühmt gemacht hatte. Das Monster, der Vampir oder was immer es sonst sein mochte – die offizielle Bezeichnung lautete »infizierte Person« – hatte geradewegs ins Objektiv geschaut, als Kittridge ihm eine Kugel in den Sweetspot jagte. Er hatte die Aufnahme bei YouTube hochgeladen, und sie hatte sich innerhalb von Stunden um den Globus verbreitet. Am nächsten Morgen hatten alle großen Fernsehsender sie im Programm. Wer ist dieser Mann?, wollte alle Welt wissen. Wer ist dieser furchtlos-irre Selbstmörder,

der sich da in einem Hochhaus in Denver verbarrikadiert hat und auf verlorenem Posten sein letztes Gefecht führt?

Sein letztes Gefecht – so war der Name entstanden: »Last Stand in Denver«.

Von Anfang an hatte er angenommen, dass es nur eine Frage der Zeit sei, wann jemand ihn stilllegte – CIA, NSA, Heimatschutz. Er machte einen ziemlichen Wirbel. Der Vorteil war, dass dieser Jemand nach Denver kommen müsste, um ihm den Stecker herauszuziehen. Kittridges IP-Adresse war faktisch nicht aufzuspüren; sie war abgesichert durch eine Kette von Anonymisierungsservern, deren Reihenfolge sich jede Nacht änderte. Die meisten standen in Übersee: in Russland, China, Indonesien, Israel, Sudan – an lauter Orten, die für amerikanische Behörden nicht leicht zugänglich waren. Sein Videoblog – zwei Millionen Hits gleich am ersten Tag – war auf mehr als dreihundert Spiegelservern, und ständig kamen neue dazu. Es dauerte keine Woche, und die ganze Welt kannte ihn. Twitter, Facebook, Headshot, Sphere – die Bilder fanden ihren Weg in den Äther, ohne dass er einen Finger dafür rührte. Eine seiner Fanseiten allein hatte schon über vier Millionen Besucher, und auf eBay waren T-Shirts mit der Aufschrift »ICH BIN DER LAST STAND IN DENVER« der große Renner.

Sein Vater hatte immer gesagt: Sohn, das Wichtigste im Leben ist, dass man einen Beitrag leistet. Wer hätte gedacht, dass Kittridges Beitrag ein Videoblog vom Ground Zero der Apokalypse sein würde?

Und trotzdem drehte die Welt sich weiter. Die Sonne schien noch immer. Im Westen hoben die Berge ihre wuchtigen Felsen Schultern, gleichgültig ob des Verschwindens der Menschen. Eine Zeitlang hatte es eine Menge Rauch gegeben – ganze Häuserblocks waren niedergebrannt –, aber der war inzwischen verweht, und der trostlose Anblick der Stadt zeigte sich einem dadurch mit gespenstischer Klarheit. Nachts versanken ganze Bezirke in schwarzer Finsternis, während anderswo immer noch ein paar Lichter im Dunkel funkeln – flackernde Straßenlaternen, Tankstellen und

Supermärkte mit ihrer auffälligen Neonbeleuchtung, Verandalamppen, die auf die Rückkehr ihrer Eigentümer warteten. Während Kittridge auf dem Balkon Wache hielt, wechselte neunzehn Stockwerke tiefer immer noch eine Verkehrsampel pflichtbewusst von Grün über Gelb zu Rot und wieder zurück zu Grün.

Einsam war er nicht. Die Einsamkeit hatte ihn schon vor langer Zeit verlassen. Er war vierunddreißig Jahre alt. Ein bisschen schwerer, als ihm lieb war – mit dem Bein war es nicht einfach, schlank zu bleiben –, aber immer noch kräftig. Er war mal verheiratet gewesen, vor vielen Jahren. Er erinnerte sich an diesen Lebensabschnitt: achtzehn sexbesessene Monate ehelichen Glücks, gefolgt von ebenso vielen Monaten voller Geschrei und Gebrüll, Vorwürfen und Gegenvorwürfen, bis das ganze Ding untergegangen war wie ein Stein. Alles in allem war er froh, dass aus dieser Ehe keine Kinder hervorgegangen waren. Seine Beziehung zu Denver hatte weder sentimentale noch persönliche Gründe; er war einfach hier gelandet, als er aus dem Veteranenhilfsprogramm gekommen war. Alle hatten gemeint, ein dekorierter Kriegsveteran sollte wenig Mühe haben, Arbeit zu finden. Das stimmte vielleicht auch. Doch Kittridge hatte es nicht eilig gehabt. Er hatte das erste Jahr fast nur mit Lesen zugebracht – anfangs das übliche Zeug, Krimis und Thriller, dann hatte er den Weg zu gehaltvolleren Büchern gefunden: *Als ich im Sterben lag, Wem die Stunde schlägt, Huckleberry Finn, Der große Gatsby*. Einen ganzen Monat hatte er mit Melville verbracht und sich durch *Moby Dick* gewühlt. Größtenteils waren es Bücher, von denen er glaubte, er sollte sie lesen, weil er sie in der Schule irgendwie verpasst hatte, aber er stellte fest, dass ihm die meisten wirklich gefielen. Wenn er so in seiner stillen Einzimmerwohnung saß und seine Gedanken sich in anderen Lebensgeschichten und Zeiten verloren, war es, als trinke er in tiefen Zügen, nachdem er jahrelang Durst gehabt hatte. Er hatte sogar ein paar Kurse an der Volkshochschule belegt; tagsüber hatte er bei Outdoor World gejobbt und abends und in der Mittagspause seine Referate geschrieben. Etwas auf den Seiten dieser

Bücher bewirkte, dass es ihm besser ging. Es war wie ein Rettungsfloß, an dem er sich festhalten konnte, bevor die dunklen Fluten seiner Erinnerungen ihn wieder stromabwärts rissen, und an helleren Tagen konnte er sich sogar vorstellen, dass es eine Weile so weitergehen könnte. Ein unbedeutendes, aber passables Leben.

Doch dann war das Ende der Welt gekommen.

An dem Morgen, als der Strom ausfiel, hatte Kittridge gerade das Bildmaterial der vergangenen Nacht hochgeladen. Er saß auf der Terrasse und las die *Geschichte aus zwei Städten* – der englische Anwalt Sydney Carton hatte Lucie Manette, der Verlobten des unglücklichen Idealisten Charles Darnay, soeben seine unsterbliche Liebe erklärt –, als ihm der Gedanke kam, dass dieser Morgen eigentlich nur durch eine Portion Eis noch verbessert werden konnte. In Warrens riesiger Küche – man hätte ein Fünfsternerrestaurant damit bekochen können – war erwartungsgemäß fast nichts zu essen gewesen. Die vergammelten Fertiggerichte, die als Einziges im Kühlschrank waren, hatte Kittridge längst weggeworfen. Aber der Typ hatte offensichtlich eine Schwäche für Ben und Jerry's Chocolate Fudge Brownie gehabt, denn der Gefrierschrank war voll von dem Zeug gewesen. Nicht Chunky Monkey oder Cherry Garcia, kein Phish Food und nicht mal ein schlichtes altes Vanilleeis – nur Chocolate Fudge Brownie. Kittridge hätte gern ein bisschen Abwechslung gehabt, wenn man bedachte, dass es jetzt eine Zeitlang kein Eis mehr geben würde, aber da außer Dosenküchen und Cracker nichts in den Schränken war, wollte er sich nicht beklagen. Er legte sein Buch auf die Armlehne des Sessels, stand auf und ging durch die Glasschiebetür ins Penthouse.

Bevor er in der Küche ankam, merkte er schon, dass etwas nicht stimmte, aber anfangs dachte er sich nichts dabei. Erst als er den Karton öffnete und den Löffel in einen schlabbrigen Brei aus geschmolzenem Chocolate Fudge Brownie stieß, ging ihm ein Licht auf.

Er drückte auf einen Lichtschalter. Nichts. Er ging durch das Apartment und prüfte Lampen und Schalter. Überall das Gleiche.

Mitten im Wohnzimmer blieb er stehen und atmete tief durch. Okay, dachte er. Okay. Das war zu erwarten gewesen. Eigentlich war es längst überfällig. Er sah auf die Uhr. Neun Uhr zweiunddreißig. Die Sonne ging kurz nach zwanzig Uhr unter. Elfeinhalb Stunden, um seinen Arsch von hier wegzubewegen.

Schnell packte er einen Rucksack: Proteinriegel, Wasserflaschen, saubere Socken und Unterwäsche, den Verbandskasten, eine warme Jacke, ein Fläschchen Zyrtec (seine Allergien hatten ihm den ganzen Frühling hindurch das Leben zur Hölle gemacht), Zahnbürste und Rasierapparat. Einen Moment lang überlegte er, ob er die *Geschichte aus zwei Städten* mitnehmen sollte, aber das wäre eher unpraktisch, und mit leisem Bedauern legte er das Buch zur Seite. Im Schlafzimmer zog er ein schweißabsorbierendes T-Shirt und eine Cargohose an, dazu eine Jagdweste und ein Paar leichte Wanderschuhe. Ein Zeitlang überlegte er, welche Waffen er mitnehmen sollte, und dann entschied er sich für ein Bowie-messer, zwei Glock 19 und das modernisierte polnische AK mit der klappbaren Schulterstütze – über jede Art von Distanz nutzlos, aber im Nahkampf zuverlässig, und das war es, womit er zu rechnen hatte. Die Glocks passten sauber in ein Doppelholster, eine unter jeden Arm. Die Taschen der Weste stopfte er mit Patronenmagazinen voll, das AK hakte er an den Schultergurt, den Rucksack warf er über die Schultern, und dann kehrte er auf die Terrasse zurück.

Er blickte nach unten auf die Verkehrsampel an der Straße. Grün, Gelb, Rot. Grün, Gelb, Rot. Es konnte ein Zufall sein, aber irgendwie bezweifelte er das.

Sie hatten ihn gefunden.

Das Seil war an einem Fallrohr auf dem Dach befestigt. Er stieg in seinen Canyoninggurt, hakte sich an und schwenkte erst das gute und dann das schlechte Bein über das Geländer. Mit Höhen hatte er keine Probleme, aber er schaute trotzdem nicht nach unten. Er stand

auf der Kante des Balkons, den Penthouse-Fenstern zugewandt. Aus der Ferne hörte er das Geräusch eines näher kommenden Hubschraubers.

»Last Stand in Denver« meldete sich ab.

Er stieß sich ab und hing kurz in der Luft, dann schwang sein Körper abwärts. Ein Stockwerk, zwei, drei. Das Seil glitt leicht durch seine Hände. Er landete auf dem Balkon des Apartments vier Stockwerke tiefer. Ein vertrauter Stich zuckte schmerhaft von seinem linken Knie nach oben. Er knirschte mit den Zähnen, um ihn niederzukämpfen. Der Hubschrauber war irgendwo ganz in der Nähe. Das Knattern der Rotorblätter prallte von den Gebäuden ab und hallte durch die leeren Straßen. Kittridge schälte den Gurt herunter, zog eine der Glocks aus dem Holster und zerschmetterte mit einem Schuss das Glas der Balkontür.

Die Luft in dem Apartment war abgestanden wie in einer Jagdhütte, die den Winter über verschlossen war. Wuchtige Möbel, vergoldete Spiegelrahmen, das Ölgemälde eines Pferdes über dem Kamin. Von irgendwoher wehte Verwesungsgestank heran. Ohne sich weiter umzusehen, durchquerte er rasch den stillen Raum. An der Wohnungstür blieb er stehen und befestigte einen Scheinwerfer an der Führungsschiene des AK, dann trat er in den Hausflur hinaus und ging zur Treppe.

In seiner Tasche war der Schlüssel des Ferraris, der unten in der Tiefgarage des Gebäudes parkte. Mit der Schulter drückte er die Tür zum Treppenhaus auf und schwenkte den Lichtstrahl von seinem AK in dem Schacht auf und ab. Alles okay. Er zog eine Signalfackel aus der Weste, schraubte mit den Zähnen die Plastikkappe ab und legte den Zündknopf frei. Mit einem zischenden Knall begann die Fackel ihre Funken zu sprühen. Kittridge hielt sie über das Treppengeländer, zielte kurz und ließ sie los. Wenn da unten etwas war, würde er es gleich wissen. Sein Blick folgte der Fackel auf ihrem Weg nach unten. Sie zog eine Rauchfahne wie einen Kondensstreifen hinter sich her, und irgendwo weit unten schlug sie gegen das Treppengeländer und landete irgendwo, wo

er sie nicht mehr sehen konnte. Kittridge zählte bis zehn. Nichts, nichts rührte sich.

Er machte sich an den Abstieg. Drei Fackeln weiter war er unten angekommen. Durch eine Stahltür mit einem Querriegel und einem kleinen, viereckigen Fenster aus verstärktem Glas gelangte man in die Tiefgarage. Der Boden war übersät von Müll: Soft-drinkdosen, Schokoriegelpapier, Lebensmittelkonserven. Ein zerknüllter Schlafsack und ein Haufen muffiger Kleider ließen keinen Zweifel, dass hier jemand geschlafen hatte – versteckt wie Kittridge.

Er hatte die Garage gleich am ersten Tag erkundet. Der Ferrari parkte in der hinteren Ecke, gute fünfzig Meter weiter. Er hätte ihn in der Zwischenzeit wahrscheinlich näher an die Tür heranfahren sollen, aber er hatte drei Tage gebraucht, um Warrens Schlüssel zu finden – wer verwahrte seinen Autoschlüssel in einer Badezimmerschublade? –, und da hatte er sich schon im Penthouse verbarrikadiert.

Der Funkschlüssel hatte drei Tasten: eine für die Türen, eine für die Alarmanlage und eine, die hoffentlich den Anlasser betätigte. Die Dritte drückte er zuerst.

Aus den Tiefen der Garage kam ein scharfer Piepton, gefolgt vom kehligen Dröhnen des Ferrari-Motors. Noch ein Fehler: Der Ferrari parkte mit der Nase zur Wand. Auch daran hätte er denken sollen. Das würde nicht nur seine Flucht verzögern – wenn der Wagen andersherum stände, hätte er im Scheinwerferlicht auch das Innere der Garage besser übersehen können. Jetzt sah er durch das winzige Fenster in der Tür nur einen kleinen Lichtkegel in der Ferne, dort, wo der Wagen auf ihn wartete wie eine schnurrende Katze in der Dunkelheit. Der ganze Rest der Tiefgarage lag unter dem Schleier der Dunkelheit. Die Infizierten hingen gern an der Decke – an Streben, Rohren, an allem, was irgendwie Halt bot. Eine winzige Ritze genügte. Wenn sie kamen, kamen sie von oben.

Der Augenblick der Entscheidung war da. Sollte er noch ein paar Signalfackeln werfen und sehen, was passierte? Oder sich

leise durch die Dunkelheit schleichen und möglichst in Deckung bleiben? Oder die Tür aufstoßen und laufen, was die Beine hergaben?

Dann hörte er hoch über sich das Knarren einer Treppenhaus-tür. Er hielt den Atem an, lauschte und analysierte die Geräusche. Es waren zwei. Obwohl er wusste, dass er es nicht tun sollte, trat er von der Tür zurück, legte den Kopf in den Nacken und spähte durch das Treppenhaus nach oben. Zehn Stockwerke über ihm tanzten zwei rote Punkte über die Wände.

Er stieß die Tür auf und rannte los.

Er hatte die Hälfte des Wegs zum Ferrari geschafft, als der erste Viral hinter ihm herabfiel. Kittridge hatte keine Zeit, sich umzudrehen und zu feuern. Er lief einfach weiter. Der Schmerz in seinem Knie war wie ein brennender Docht, wie ein Eispickel, der im Knochen steckte. Von der Peripherie seiner Sinne kam die kribbelnde Wahrnehmung, dass die Tiefgarage zum Leben erwachte. Er riss die Tür des Ferraris auf, warf das AK und den Rucksack auf den Beifahrersitz, stieg ein und schlug die Tür zu. Der Wagen lag so tief, dass er das Gefühl hatte, auf dem Boden zu sitzen. Das Armaturenbrett, voll von geheimnisvollen Schaltern und Messanzeigen, leuchtete wie das Steuerpult in einem Raumschiff. Etwas fehlte hier. Wo war der Schalthebel?

Ein metallener, dumpfer Schlag, und im nächsten Augenblick füllte Kittridges Gesichtsfeld sich aus. Der Viral war auf die Haube gesprungen und sank geduckt wie ein Reptil zusammen. Kittridges Herz machte einen Satz. Einen reglosen Moment lang beäugte der Viral ihn kühl, ein Raubtier, das seine Beute betrachtete. Er war nackt bis auf eine Armbanduhr, eine Rolex, so dick wie ein Eiswürfel. *Warren?*, dachte Kittridge, denn der Mann hatte genau so eine Uhr getragen, als Kittridge ihn zu seinem Auto begleitet hatte. *Warren, alter Freund, sind Sie das? Denn wenn ja, hätte ich gern einen Hinweis, wie man diese Karre fährt.*

Dann entdeckten seine Fingerspitzen zwei Hebel rechts und links an der Unterseite des Lenkrads. Schaltpaddel. Auch daran hätte er

denken sollen. Rechts hoch, links herunter. Wie bei einem Motorrad. Der Rückwärtsgang dürfte ein Knopf irgendwo am Armaturenbrett sein.

Der Knopf mit dem R, du Genie. Der da.

Er drückte auf den Knopf und gab Gas. Zu viel: Kreischen des Gummis qualmte, als der Ferrari einen Satz rückwärts machte und gegen einen Betonpfeiler prallte. Kittridge wurde auf seinem Sitz zurückgeschleudert und flog wieder nach vorn. Sein Schädel schlug hörbar gegen das schwere Glas des Seitenfensters. Sein Hirn vibrierte wie eine Stimmgabel, und vor seinen Augen tanzten silberne Lichtpartikel. Sie waren interessant, interessant und schön, aber eine innere Stimme sagte ihm, wenn er diese Vision noch länger betrachtete, würde er sterben. Der Viral war von der Haube geflogen. Er kam jetzt vom Boden hoch und setzte zum nächsten Sprung an. Zweifellos würde er geradewegs durch die Frontscheibe knallen.

Zwei rote Punkte erschienen auf seiner Brust.

Flink wie ein Vogel löste die Kreatur ihren Blick von Kittridge und schnellte sich den Soldaten entgegen, die durch die Tür aus dem Treppenhaus kamen. Kittridge riss das Lenkrad herum und legte den Vorwärtsgang ein, dann trat er aufs Gaspedal. Der Wagen schoss davon. Kittridge wurde in den Sitz gepresst und hörte einen MP-Feuerstoß hinter sich. Er dachte, er würde die Kontrolle über den Ferrari verlieren, hielt aber Kurs geradeaus. Die Wände der Tiefgarage flogen vorbei. Die Soldaten hatten ihm nur einen winzigen Vorsprung verschafft. Kittridge warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel und sah im Licht seiner Heckleuchten etwas, das aussah wie ein explodierender menschlicher Körper, dessen Teile weithin verstreut wurden. Der zweite Soldat war nirgends zu sehen, doch wenn Kittridge wetten sollte, würde er sagen, dass der Mann ganz sicher schon tot und in blutige Fetzen zerrissen war.

Er sah sich nicht noch einmal um.

Die Rampe zur Straße lag zwei Etagen über dem hinteren Ende der Garage, die angelegt war wie ein Labyrinth: Einen direkten Weg

gab es nicht. Als Kittridge herunterschaltete und mit brüllendem Motor und kreischenden Reifen die erste Ecke nahm, fielen zwei weitere Virals von der Decke auf seinen Weg. Der eine geriet mit feuchtem Knirschen unter die Räder, aber der Zweite sprang über das Dach des rasenden Ferraris hinweg wie ein Hürdenläufer. Kittridge empfand jähes Staunen, ja Bewunderung. In der Schule hatte er gelernt, dass man eine Fliege nicht mit der bloßen Hand fangen konnte, weil für die Fliege die Zeit anders verlief: Eine Sekunde dauerte im Gehirn der Fliege eine Stunde, und eine Stunde dauerte ein Jahr. So war es auch mit den Virals. Sie waren wie Wesen außerhalb der Zeit.

Jetzt kamen sie überall aus ihren Verstecken. Wie Selbstmörder warfen sie sich gegen den Wagen, getrieben von rasendem Hunger. Er drückte aufs Gas. Ihre Körper flogen durch die Luft, die monströsen, verzerrten Gesichter prallten gegen die Frontscheibe und wurden dann hoch und über den Wagen nach hinten weggeschleudert. Noch zweimal abbiegen, und er wäre in Freiheit, aber einer klammerte sich jetzt am Dach fest. Kittridge jagte bremsend um die Ecke und geriet auf dem glatten Zementboden ins Schleudern. Die Fliehkraft ließ den Viral auf die Motorhaube rollen. Eine Frau – anscheinend trug sie ein Hochzeitskleid. Ausgerechnet. Sie bohrte die Finger in den Zwischenraum zwischen Frontscheibe und Motorhaube und richtete sich auf alle viere auf. Ihr Mund, ein klaffendes Loch aus blutgeränderten Zähnen, war weit aufgerissen, und an ihrer Kehle baumelte ein winziges goldenes Kruzifix. *Tut mir leid wegen deiner Hochzeit*, dachte Kittridge und zog eine der Pistolen, legte sie oben auf das Lenkrad und schoss durch die Scheibe.

Er raste um die letzte Ecke. Vor ihm fiel ein goldener Strahl aus Tageslicht herab. Mit siebzig Meilen pro Stunde fuhr er auf die Rampe und beschleunigte weiter. Das Gitter war geschlossen, aber das scherte ihn nicht. Kittridge hielt darauf zu, trat das Gaspedal durch und duckte sich.

Ein wütendes Krachen, und volle zwei Sekunden lang – eine

kleine Ewigkeit, schien es ihm – flog der Ferrari durch die Luft. Wie eine Rakete schoss er hinauf in die Sonne und krachte dann mit einem markerschütternden Stoß auf den Asphalt. Das Fahrgestell sprühte Funken. Endlich war er in Freiheit, aber jetzt hatte er plötzlich ein neues Problem: Er würde geradewegs in das Bankgebäude auf der anderen Straßenseite rasen. Als er über den Mittelstreifen holperte, trat Kittridge das Bremspedal herunter, riss das Steuer nach links und machte sich schon auf den Aufprall gefasst. Aber das war nicht nötig. Das Gummi kreischte und qualmte, die Reifen fanden Halt, und ehe Kittridge sichs versah, sauste er die Hauptstraße hinunter in den Sommermorgen.

Er musste es zugeben. Wie hatte Warren sich ausgedrückt? *Sie sollten mal erleben, wie wunderbar der sich fährt.*

Es stimmte. So eine Kiste hatte Kittridge noch nie im Leben gefahren.

5

Eine Zeitlang, lange Zeit, die scheinbar ohne Anfang und Ende war, war der Mann, der unter dem Namen Lawrence Grey bekannt war – ehemaliger Insasse der Strafvollzugsanstalt für Männer in Beeville, öffentlich registrierter Sexualstraftäter, ziviler Angestellter des Projekts NOAH und der Army Division of Special Weapons; Grey der Quell, der Entfessler der Nacht, der Vertraute dessen, der Zero genannt wird –, eine Zeitlang war dieser Mann überhaupt nirgendwo. Er war nichts und nirgends, ein annulliertes Wesen, das weder Erinnerung noch Geschichte besaß. Sein Bewusstsein war zerstreut über ein uferloses, endlos weites Meer, ein dunkles Meer von Stimmen, die seinen Namen murmelten. *Grey, Grey.* Sie waren da und nicht da, in ihm und außerhalb von ihm, und sie riefen ihn, als er allein dort trieb, eins mit der Dunkelheit, einsam in einem Meer der Ewigkeit, darüber nur die Sterne.

Aber nicht nur die Sterne. Denn jetzt war noch ein anderes Licht hinzugekommen – ein sanftes goldenes Licht direkt über seinem Gesicht. Schatten glitten darüber hinweg, langsam kreisend wie die Rotorblätter eines Windrads, und ein Geräusch begleitete dieses Licht: aortengleich, herzähnlich, ein *wumm-wumm-wumm*, das im Rhythmus der Drehbewegung pulsierte. Grey beobachtete es, dieses wundervolle kreisende Licht, und ein Gedanke schlich sich in sein Bewusstsein: Was er da sah, war Gott. Das Licht war

Gott in Seinem Himmel da oben. Sein Geist schwebte auf dem Wasser und streifte den Erdboden wie der Saum eines Vorhangs, berührte Seine Schöpfung und segnete sie. Dieses Wissen erblühte in ihm wie ein süßer Rausch. So viel Freude! So viel Verständnis und Vergebung! Das Licht war Gott, und Gott war die Liebe. Grey musste nur hinein, musste in das Licht hinein, um diese Liebe in Ewigkeit zu fühlen. Und eine Stimme sagte:

Es ist Zeit, Grey.

Komm zu mir.

Er spürte, wie er in die Höhe stieg, hochgehoben wurde. Der Himmel breitete seine Flügel aus, nahm ihn auf und trug ihn ins Licht. Je höher er stieg, desto unerträglicher wurde es: eine Helligkeit, so grell und alles überlagernd wie der gellende Schrei, der aus seinem Mund gekommen war.

Grey, der emporstieg. Grey, der Wiedergeborene.

Öffne die Augen, Grey.

Er tat es; er öffnete die Augen. Langsam schärfte sich sein Blick. Etwas Dunkles kreiste unangenehm über seinem Gesicht.

Es war ein Deckenventilator.

Er zwinkerte die Tränen aus den Augen. Ein bitterer Geschmack wie von nasser Asche überzog die Innenseite seines Mundes. Das Zimmer, in dem er lag, sah aus und fühlte sich an wie ein Zimmer in einem Kettenmotel, ganz unverkennbar – die kratzige Bettdecke und das billige Schaumstoffkissen, die durchgelegene Matratze unter ihm und die billige Kunststoffverkleidung an der Decke über ihm, der Geruch von aufbereiteter, verbrauchter Luft in seiner Nase. Wie er in so ein Zimmer gekommen war, wusste er nicht. Sein Hirn war leer wie ein löchriger Eimer, sein Körper eine formlose Masse, konturlos wie Gelatine. Allein den Kopf zu bewegen erforderte einen Kraftaufwand, der seine Möglichkeiten überstieg. Der Raum war erfüllt von sattem gelblichem Tageslicht, das durch die Vorhänge sickerte. Der Ventilator über seinem Gesicht drehte und drehte sich und wackelte in seiner Halterung; die ausgeleerten Lager quietschten rhythmisch. Der Anblick war ein Angriff auf

seine Sinne, ätzend wie Riechsalz, und trotzdem konnte er nicht wegschauen. (War da nicht auch ein vibrierendes Geräusch in dem Traum, den er gehabt hatte? Ein grelles Licht, das ihn emporhob? Aber er wusste es nicht mehr.)

»Gut, du bist wach.«

Auf der Kante des Nachbarbetts saß mit gesenktem Blick ein Mann. Ein kleiner, pummeliger Mann, der seinen Overall ausfüllte wie eine Wurst ihre Pelle. Einer der zivilen Mitarbeiter des Projekts NOAH, der Reinigungskräfte: Männer wie Grey, deren Aufgabe es war, Pisse und Scheiße wegzumachen, Festplatten zu sichern, stundenlang die Glühstäbe im Auge zu behalten und dabei langsam gaga zu werden. Allesamt Sexualstraftäter, verachtet und vergessen. Männer ohne eine Vergangenheit, an die sich jemand erinnern wollte, durch Hormone aufgedunsen, an Geist und Seele entmannt wie kastrierte Hunde.

»Ich dachte mir, dass der Ventilator hilft. Ehrlich gesagt, ich kann das Ding nicht mal ansehen.«

Grey wollte antworten, brachte aber kein Wort heraus. Seine Zunge fühlte sich an wie geröstet, als hätte er eine Milliarde Zigaretten geraucht. Vor seinen Augen zerfloss wieder alles, und sein verdammter Kopf drohte zu platzen. Es war Jahre her, dass er mehr als zwei Bier hintereinander getrunken hatte – die Medikamente machten einen zu schlaftrig, und man verlor das Interesse an fast allem –, aber was ein Kater war, wusste Grey noch. So fühlte es sich jetzt an. Wie der schlimmste Kater der Welt.

»Was ist los, Grey? Hast du deine Zunge verschluckt?« Er glückste über seinen eigenen Witz, dann wandte er Grey das Gesicht zu und zog die Brauen hoch. »Guck nicht so geschockt. Du wirst schon sehen, was ich meine. Dauert ein paar Tage, aber dann fängt's an zu wirken, und zwar heftig.«

Grey erinnerte sich an den Namen des Mannes: Ignacio. Obwohl der Ignacio, an den Grey sich erinnerte, älter und verschlissener aussah, mit wulstiger, faltiger Stirn und Poren, die groß genug waren, um ein Auto drin zu parken, und schlaffen Hängebacken

wie ein Basset. Dieser Ignacio hier war rosig und gesund – wirklich *rosig*, als hätte er Rouge auf den Wangen. Seine Haut war glatt wie bei einem Baby, und seine Augen funkelten wie Zirkone. Sogar seine Haare sahen jünger aus. Aber es gab keinen Zweifel, dass er es war – wegen des Knasttattoos, verschwommen und bläulich: eine Kobra, die aus dem offenen Kragen seines Overalls an seinem Hals heraufkroch.

»Wo bin ich?«

»Du bist ein Vollidiot, weißt du das? Wir sind im ›Red-Roof-
Motel.«

»Im was?«

Er schnaubte kurz. »*Fuck*, im ›Red Roof‹. Was dachtest du?
Dass die uns ins Ritz schicken?«

Die?, dachte Grey. Wer waren *die*? Und was meinte Ignacio mit »schicken«? Wozu schicken? Und in diesem Moment bemerkte Grey, dass Ignacio etwas in der Hand hielt. Eine Pistole?

»Iggy? Was hast du mit dem Ding da vor?«

Ignacio hob träge die Waffe, eine langläufige .45er, und schaute sie stirnrunzelnd an, als wisse er nicht, was das war.

»Anscheinend nicht viel.« Er deutete mit dem Kopf zur Tür.
»Diese anderen Typen waren eine Zeitlang auch hier.«

»Welche Typen?«

»Komm schon, Grey. Du weißt, welche Typen.« Er zuckte die Achseln. »Der Dürre, George. Eddie Soundso. Jude mit dem Pferdeschwanz.« Er schaute an Grey vorbei zu den Vorhängen. »Um ehrlich zu sein, ich konnte ihn nie leiden. Ich hab gehört, was er getan hat – nicht dass ich tratschen würde. Aber der Mann, der war einfach widerlich.«

Ignacio redete von den anderen Schrubberschwingern. Was machten die alle hier? Was machte *er* hier? Die Waffe ließ nichts Gutes ahnen, doch Grey hatte nicht die leiseste Erinnerung daran, wie er hergekommen war. Das Letzte, woran er sich erinnerte, war sein Abendessen in der Cafeteria des Versuchsgeländes: Beef Bourguignon in einer dicken Sauce mit Kartoffelgratin und

grünen Bohnen und eine Cherry-Cola, um das Ganze runterzuspülen. Es war sein Lieblingsessen; er freute sich immer auf Beef Bourguignon – obwohl, wenn er jetzt daran dachte, an den fetigen Geschmack, krampfte sein Magen sich vor Übelkeit zusammen, und ein Schwall Galle stieg ihm in die Kehle. Einen Moment lang musste er gut durchatmen.

Ignacio schwenkte die Pistole halbherzig zur Tür. »Guck selber nach, wenn du willst. Aber ich bin ziemlich sicher, sie sind weg.«

Grey schluckte. »Weg wohin?«

»Kommt drauf an. Wohin sie eben gehen sollen.«

Grey war komplett ratlos. Er wusste nicht mal, was für Fragen er stellen sollte. Doch er war ziemlich sicher, dass ihm die Antworten nicht gefallen würden. Vielleicht war es am besten, einfach still zu sein. Hoffentlich hatte er nicht etwas Schreckliches getan wie in den alten Zeiten. In den Zeiten des alten Grey.

»Tja«, sagte Ignacio und räusperte sich, »wenn du schon mal wach bist, sollte ich wohl machen, dass ich weiterkomme. Ich hab noch einen langen Marsch vor mir.« Er stand auf und hielt Grey die Waffe hin. »Hier.«

Grey zögerte. »Was soll ich mit einer Pistole?«

»Für den Fall, dass du Lust haben solltest, dich zu erschießen.«

Grey war so verdattert, dass er nicht antworten konnte. Das Letzte, was er haben wollte, war eine Pistole. Wenn jemand eine Waffe bei ihm fände, würden sie ihn ganz sicher wieder ins Gefängnis zurückschicken. Als er keine Anstalten machte, die Pistole zu nehmen, legte Ignacio sie auf den Nachttisch.

»Na ja, überleg's dir. Trödel nur nicht herum, wie ich es getan hab. Es wird immer schwerer, je länger du wartest. Sieh dir an, in was für einer Scheiße ich sitze.«

Ignacio ging zur Tür, und dort drehte er sich noch einmal um und ließ den Blick durch das Zimmer wandern.

»Wir haben's wirklich getan. Falls du dich, weißt du ... falls du dich gefragt hast.« Er atmete betrübt ein, blies die Luft mit dicken Backen aus und hob das Gesicht zur Decke. »Das Komische ist, ich

weiß wirklich nicht, womit ich das verdient hab. Ich war nicht so schlimm, eigentlich nicht. Die Hälfte von dem ganzen Zeug wollte ich gar nicht machen. Ich war halt so gepolt.« Er sah Grey wieder an, und seine Augen glänzten feucht. »Das hat der Psychiater immer gesagt. Ignacio, du bist halt so gepolt.«

Grey hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. Manchmal gab es einfach nichts Passendes, und wahrscheinlich war das hier so ein Augenblick. Ignacios Gesichtsausdruck erinnerte ihn an ein paar der Insassen in Beeville: Männer, die so lange im Knast gewesen waren, dass sie aussahen wie Zombies in einem alten Film. Männer, die sich nur mit der Vergangenheit beschäftigen konnten und vor sich nur ein endloses Nichts hatten.

»Na, scheiß drauf.« Ignacio schniefte und wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Hat wohl keinen Sinn mehr, sich noch drüber zu beklagen. Wie man sichbettet, so liegt man. Überleg dir, was ich gesagt habe, ja? Man sieht sich, Grey.« Licht flutete durch die offene Tür herein, und er war weg.

Was sollte er damit anfangen? Eine ganze Weile lag Grey still da, und seine Gedanken begannen, sich hektisch im Kreis zu drehen. Er konnte nicht mal mit Sicherheit sagen, ob er wach war oder noch schlief. Kurz betrachtete er die Fakten, damit sein Verstand etwas hatte, woran er sich festhalten konnte. Er lag auf einem Bett. Das Bett stand in einem Motel, einem »Red Roof«. Das Motel war wahrscheinlich irgendwo in Colorado, was hieß, dass er nicht weit gekommen war. Nach dem Licht in den Fenstern zu urteilen, war es Morgen, ein Morgen im Frühling oder im Frühsommer. Verletzt war er anscheinend nicht. Irgendwann in den letzten vierundzwanzig Stunden – vielleicht war es länger her, vielleicht nicht so lange, aber bestimmt nicht länger als einen Tag – hatte er das Bewusstsein verloren.

Das war nicht viel, aber immerhin etwas. Er musste sehen, wie es ihn weiterbrachte.

Er stemmte sich auf den Ellenbogen hoch. Im Zimmer roch es nach Schweiß und Rauch. Sein Overall war schmutzig und an den

Knien zerrissen, und seine Füße waren nackt. Er wackelte mit den Zehen, und die Gelenke knirschten und knackten. Alles schien zu funktionieren.

Wenn er es sich recht überlegte – fühlte er sich nicht plötzlich besser? Nein, nicht einfach besser – viel besser. Die Kopfschmerzen und der Schwindel waren weg. Er konnte wieder klar sehen. Arme und Beine fühlten sich fest und stark an, voller Kraft und Saft. Er hatte immer noch einen üblen Geschmack im Mund – Aufgabe eins bestand darin, eine Zahnbürste oder ein Päckchen Kaugummi aufzutreiben –, aber davon abgesehen fühlte Grey sich bestens.

Er schwenkte die Füße auf den Boden. Das Zimmer war klein. Es hatte gerade Platz genug für die beiden Betten mit ihren orange-braunen Tagesdecken und einen kleinen Tisch mit einem Fernsehapparat. Aber als er nach der Fernbedienung griff und den Fernseher einschaltete, kam nur ein leerer schwarzer Bildschirm und ein Geräusch wie der Wählton bei einem Telefon. Er zappte durch die Kanäle: die Lokalsender, CNN, War Channel, GOV TV – überall schwarze Bildschirme. Na, das passte ja. Er würde die Rezeption informieren müssen. Allerdings hatte er, soweit er sich erinnerte, nicht selbst eingekickt, geschweige denn das Zimmer bezahlt. Seine Brieftasche war schon vor Monaten konfisziert worden, gleich nachdem er auf dem Gelände angekommen war.

Das Gelände, dachte Grey, und das Wort lag ihm plötzlich schwer wie ein Stein im Magen. Was immer passiert sein mochte, er saß tief in der Patsche. Man haute da nicht einfach ab. Er erinnerte sich an Jack und Sam, die beiden Putzer, die verschwunden waren, und daran, wie stinkig Richards anschließend gewesen war. Und der war keiner, den man gern stinkig machen wollte, um es zurückhaltend zu sagen. Ein bloßer Blick von dem Mann, und Greys Gedärme verwandelte sich in Wasser.

Vielleicht waren die Reinigungskräfte alle deshalb abgehauen. Vielleicht, weil sie Angst vor Richards hatten.

Jetzt überfiel ihn der Durst – ein rasender, irrer Durst, als hätte er seit Tagen nichts mehr getrunken. Im Bad klemmte er den Kopf

unter den Wasserhahn, schluckte wie wild und ließ sich das Wasser über das Gesicht strömen. Langsam, Grey, dachte er, du musst kotzen, wenn du so viel auf einmal trinkst.

Zu spät – das Wasser rauschte in seinen Magen wie eine Brandungswelle, und ehe er sichs versah, lag er auf den Knien vor der Kloschüssel und umarmte sie, und das ganze Wasser kam wieder hoch.

Das war dämlich, und er war selbst schuld. Er blieb eine Weile auf den Knien und wartete, bis die Krämpfe vorbei waren. Er atmerte den Gestank seines eigenen Erbrochenen ein – hauptsächlich Wasser, aber zum Schluss noch ein schleimiger, eigelbartiger Klumpen, zweifellos die unverdauten Reste des Beef Bourguignon. Offenbar hatte er sich auch etwas gezerrt, denn in seinen Ohren sirrte etwas: ein schwaches, fast unhörbares Pfeifen, als ob tief in seinem Schädel ein winziger Motor lief.

Mühsam rappelte er sich hoch und spülte die Kotze weg. Auf dem Frisiertisch sah er ein Fläschchen Mundwasser auf dem Tablatt mit Seifen und Lotions; alles war unberührt, und er nahm einen Mundvoll, um den Geschmack wegzuspülen, gurgelte lange und kräftig und spuckte das Mundwasser ins Waschbecken. Dann schaute er sich im Spiegel an.

Greys erster Gedanke war, jemand müsse ihm einen Streich gespielt haben: einen ausgeklügelten, gar nicht komischen, unwahrscheinlichen Streich, bei dem der Spiegel auf irgendeine Weise gegen ein Fenster ausgetauscht worden war, auf dessen anderer Seite ein Mann stand, ein viel jüngerer, besser aussehender Mann. Der Drang, die Hand auszustrecken und das Bild zu berühren, war so stark, dass er es wirklich tat, und der Mann im Spiegel ahmte seine Bewegungen haargenau nach. *Fuck, was ist mit mir los?*, dachte Grey, und dann sagte er es laut vor sich hin: »*Fuck, was ist los?*« Das Gesicht, das er sah, war schmal und attraktiv. Die Haut rein. Das dichte kastanienbraune Haar hing ihm über die Ohren. Und seine Augen funkelten regelrecht. Noch nie in seinem ganzen Leben hatte Grey so gut ausgesehen.

Etwas anderes zog seinen Blick auf sich. Eine Art Mal an seinem Hals. Er beugte sich vor und legte den Kopf in den Nacken. Zwei Reihen von symmetrischen, perlförmigen Eindrücken, grob halbkreisartig angeordnet. Der obere Halbkreis reichte bis an die Kante seines Kiefers, der untere berührte die Kurve des Schlüsselbeins. Eine rosarot gefärbte Wunde, die anscheinend erst vor Kurzem verheilt war. Wann zum Teufel war das passiert? Als Junge war er mal von einem Hund gebissen worden, und das hier sah genauso aus. Ein übellauniger alter Sumpfköter aus dem Tierheim, aber er hatte ihn trotzdem geliebt, denn er hatte ihm gehört – bis zu dem Tag, an dem er Grey in die Hand gebissen hatte, ganz ohne Grund, Grey hatte ihm nur einen Hundekuchen geben wollen. Sein Vater hatte den Hund in den Garten geschleift. Zwei Schüsse, daran erinnerte Grey sich ganz deutlich. Auf den ersten war ein schrilles Kläffen gefolgt, der zweite hatte den Hund für immer verstummen lassen. Buster hatte er geheißen. Grey hatte seit Jahren nicht mehr an ihn gedacht.

Aber das da an seinem Hals. Woher kam es? Es hatte etwas Vertrautes, eine Art Déjà-vu, als wäre die Erinnerung daran nur in einer falschen Schublade seines Kopfes verstaut.

Grey, weißt du es nicht mehr?

Die Stimme klang wie das Rascheln von altem, trockenem Laub. Grey fuhr herum.

»Iggy?«

Stille. Er kehrte ins Zimmer zurück. Öffnete den Schrank, ging in die Knie und spähte unter die Betten. Nichts.

Grey. Grey.

»Iggy, wo bist du? Hör auf mit dem Scheiß.«

Erinnerst du dich nicht, Grey?

Etwas war nicht in Ordnung mit ihm, absolut nicht in Ordnung. Das war nicht Iggy's Stimme, was er da hörte. Die Stimme war in seinem *Kopf*. Die Angst in ihm schwoll an. Jede Fläche, auf die sein Blick traf, schien zu vibrieren. Er rieb sich die Augen, aber es wurde nur noch schlimmer. Es war, als sehe er nicht nur seltsame Dinge,

sondern als fühlle, rieche und schmecke er sie auch – als hätten die Drähte in seinem Gehirn sich kurzgeschlossen.

Erinnerst du dich nicht ans ... Sterben?

Und plötzlich tat er es. Grey erinnerte sich. Die Erinnerung traf ihn wie ein Pfeil in der Brust. Das helle Blau der Sicherheitszelle, die Tür, die sich langsam öffnete. Proband Zero, der über ihm aufragte und sich zu seiner vollen, furchtbaren Größe streckte, und Grey, wie er weinte und weinte. Zeros Kiefer an seinem zurückgebogenen Hals und der Biss der messerscharfen Zähne, Reihe um Reihe. Zero fort und Grey allein. Das Gellen des Alarms, der Lärm der Schüsse, die Schreie sterbender Männer. Grey, taumelnd im Flur, eine Vision der Hölle, Blut auf Wänden und Türen, und überall lagen menschliche Überreste verstreut, ein Schlachthaus voller Arme und Beine und Rümpfe, aus denen sich die Eingeweide schlängelten. Grey sah wieder vor sich, wie klebriges Arterienblut aus seiner Gurgel spritzte und er die Finger auf die Wunde presste. Wie die Luft rasselnd aus seiner Lunge entwich und er mühsam über den Boden rutschte, bis ihn irgendwann Dunkelheit umhüllte und die Welt vor seinen Augen verschwamm. Wie er losgelassen hatte.

O Gott.

Komm zu mir, Grey. Komm zu mir.

Er stürmte aus dem Zimmer, und das Tageslicht prallte ihm entgegen. Es war verrückt; *er* war verrückt. Er rannte über den Parkplatz wie ein großes, schwerfälliges Tier, blick- und ziellos, die Hände auf die Ohren gepresst. Ein paar Autos standen verstreut auf dem Platz, viele mit offenen Türen. Aber in seinem weißglühenden Zustand registrierte Greys Verstand diesen Umstand nicht, wie er auch andere beunruhigende Details nicht zur Kenntnis nahm: die zertrümmerte Fensterfront des Motels. Den Highway, auf dem anscheinend kein einziges Fahrzeug unterwegs war. Die leere Tankstelle auf der anderen Seite der Zufahrtsstraße, deren Fenster rot verschmiert waren, und die Leiche eines Mannes, der, wie zu einer spontanen Siesta an die Zapfsäule gelehnt,

auf dem Boden saß. Das verwüstete, stille McDonald's, wo Stühle und Tische und Ketchupbeutel und »Happy-Meal«-Gimmicks und Gäste aller möglichen Hautfarben und Altersgruppen durch die Fenster herausgeschleudert worden waren. Den Chemikalienrauch von dem immer noch brennenden Wrack eines zwei Meilen weit entfernten Sattelschleppers. Und die Vögel – riesige kreisende Wolken von großen schwarzen Vögeln, Krähen, Raben und Bussarden und dazwischen die Aasfresser, die über alldem entspannt ihre Runden drehten. Alles war still wie auf einem Schlachtfeld nach einem furchtbaren Gefecht, überflutet von der gnadenlosen Sommersonne.

Siehst du, Grey?

»Hör auf! Sei still!«

Er stolperte über etwas Weiches, Fleischiges. Feucht und matschig glitschte es unter seinem Fuß, sodass er ausrutschte und krachend auf Hände und Knie fiel.

Sieh die Welt, die wir gemacht haben.

Er presste die Augen zu und versuchte sich mit der Kraft seines Willens zum Aufwachen zu zwingen. Er rang nach Atem. Ohne hinzusehen, wusste er, dass das Weiche, Glitschige eine Leiche war. *Bitte*, dachte er, ohne zu wissen, wen er damit meinte. Sich selbst. Die Stimme in seinem Kopf. Gott, an den er nie so recht geglaubt hatte, aber an den er jetzt bereitwillig glauben wollte. *Es tut mir leid, was immer ich getan habe. Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid.*

Als er schließlich hinschaute, hatte er alle Hoffnung verloren. Die Tote war eine Frau. Die Haut ihres Gesichts spannte sich so straff über die Knochen, dass man schwer erkennen konnte, wie alt sie war. Sie trug eine Jogginghose und ein T-Shirt mit rundem Ausschnitt, der mit einer kleinen Rüsche aus rosa Spitze besetzt war. Grey nahm an, dass sie im Bett gelegen hatte und herausgekommen war, um nachzusehen, was hier passierte. Sie lag mit verdreht ausgestreckten Gliedern auf dem Asphalt, und Rücken und Schultern waren verrenkt. Fliegen summten über ihr und krochen

in Mund und Augen. Der eine Arm lag mit aufwärts gewandter Handfläche auf dem Boden, der andere war über der Brust gekrümmmt, und die Fingerspitzen berührten die Wunde an ihrem Hals. Kein Schnitt, kein Schlitz, nichts derart Ordentliches. Ihre Kehle war zerbissen, weggerissen bis auf die Knochen.

Sie war nicht die Einzige. Greys Gesichtsfeld verbreiterte sich, wie wenn eine Kamera sich über einen Schauplatz erhebt. Links von ihm, fünf Schritte entfernt, parkte ein riesiger Chevy Pick-up mit offener Fahrertür. Ein stämmiger Mann in einer Anzugshose mit Hosenträgern war vom Sitz gezerrt worden und hing jetzt kopfüber über dem Trittbrett. Nur dass der Kopf nicht mehr da war. Der Kopf war irgendwo anders.

Vor dem Moteleingang lagen noch mehr Leichen. Streng genommen waren es keine Leichen, sondern Körperteile. Eine Polizistin war ausgeweidet worden, als sie aus ihrem Streifenwagen gestiegen war. Sie lehnte am Kotflügel und hielt die Pistole noch in der Hand. Ihre Brust war aufgeklappt wie die Aufschläge eines Trenchcoats. Ein Mann in einem violettblau glänzenden Trainingsanzug und mit so viel Gold um den Hals, dass man damit eine Piratenkiste hätte füllen können, war in die Höhe geschleudert worden. Sein Oberkörper hing wie ein Windvogel in den Ästen eines Ahorns, während die untere Hälfte auf der Motorhaube eines metallicschwarzen Mercedes gelandet war. Die Fußknöchel lagen kreuzweise übereinander, als hätte die untere Hälfte des Körpers noch gar nicht gemerkt, dass der Rest fehlte.

Grey wusste, dass er inzwischen in einem Zustand war, der einer Trance nahekam. Man konnte so etwas nur anschauen, wenn man jegliche Empfindungen ausschaltete.

Was ihm schließlich den Rest gab, war eine Leiche, die gar nicht da war. Zwei Fahrzeuge, ein Honda Accord und ein Chrysler Minivan, waren in der Nähe der Ausfahrt frontal zusammengestoßen. Die Motorhauben der beiden Wagen waren ineinandergeknautscht wie der Blasebalg eines Akkordeons. Der Fahrer des Honda war durch die Windschutzscheibe erschossen worden.

Ansonsten war der Wagen unberührt, aber der Minivan sah verwüstet aus. Die Schiebetür an der Seite war herausgerissen und wie ein Frisbee über den Parkplatz geschleudert worden. Auf dem Asphalt neben der Tür, inmitten von wild verstreuten Gegenständen – Koffern, Spielsachen, einer Großpackung Windeln –, lag die Leiche einer Frau. Dicht vor ihrer ausgestreckten Hand, auf die Seite gekippt, lag ein leerer Babysitz. *Wo ist das Baby?*, dachte Grey.

Und dann: *Oh.*

Grey entschied sich für den Pick-up. Er hätte nichts dagegen gehabt, mit dem Mercedes zu fahren, aber in Anbetracht dessen, was er gesehen hatte, war ein Truck vermutlich vernünftiger. Er hatte einen Chevy Halbtonner gehabt, damals, in einem Leben, das jetzt anscheinend nichts mehr bedeutete, und deshalb war der Pick-up etwas Vertrautes, woran er sich festhalten konnte. Er zog den enthaupteten Fahrer ganz heraus und legte ihn auf den Boden. Es war verstörend, dass er dem armen Kerl seinen Kopf nicht zurückgeben konnte; irgendwie war es nicht richtig, ihn so zurückzulassen. Aber der Kopf war auf den ersten Blick nirgends zu entdecken, und Grey wollte sich nicht länger damit abgeben. Er sah sich nach einem Paar Schuhe in seiner Größe um – Größe 46 extra breit; was immer Zero mit ihm gemacht hatte, seine Füße waren dabei nicht geschrumpft – und zog schließlich die Slipper von den Füßen des Mannes auf dem Mercedes. Italienisches Lammleder, butterweich und um die Zehen ein bisschen eng, aber solches Leder würde sich weiten. Er stieg in den Truck und startete den Motor. Der Tank war etwas mehr als drei viertel voll. Grey schätzte, damit würde er die halbe Strecke bis Denver schaffen.

Er wollte eben losfahren, als ihm noch etwas einfiel. Er schob den Schalthebel in Parkstellung und ging noch einmal in das Zimmer. Als er zum Truck zurückkam, hielt er die Pistole ein kleines Stück weit vom Körper weg, bevor er sie ins Handschuhfach legte. Die Waffe war sein einziger Begleiter, als er den Gang einlegte und losfuhr.

6

Momma war im Schlafzimmer. Momma war im Schlafzimmer und bewegte sich nicht. Momma war im Schlafzimmer, und er durfte nicht hinein. Momma war tot, genau gesagt.

Wenn ich nicht mehr da bin, denk daran, dass du isst. Das vergisst du nämlich manchmal. Bade jeden zweiten Tag. Milch ist im Kühlschrank, Lucky Charms stehen im Schrank, und in der Kühltruhe ist Hackfleischauflauf. Den kannst du aufwärmen. Eine Stunde bei hundertachtzig Grad, und vergiss nicht, den Backofen auszuschalten, wenn du fertig bist. Sei mein großer Junge, Danny. Ich liebe dich sehr. Ich kann nur nicht länger Angst haben. Deine Momma.

Sie hatte den Brief unter den Salz- und Pfefferstreuer auf dem Küchentisch gelegt. Danny mochte Salz, aber keinen Pfeffer, denn davon musste er niesen. Zehn Tage waren jetzt vergangen – das wusste Danny, weil er jeden Morgen ein Zeichen in den Kalender machte –, und der Brief lag immer noch da. Er wusste nicht, was er damit machen sollte. Überall roch es eklig; wie ein Waschbär oder ein Opossum roch, wenn es tagelang immer wieder überfahren worden war.

Die Milch war auch nicht mehr gut. Der Strom war weg, und sie war warm und sauer geworden und fühlte sich klebrig und unangenehm im Mund an. Er versuchte, seine Lucky Charms morgens

mit Leitungswasser statt mit Milch zu essen, doch das war nicht das Gleiche, nichts war das Gleiche, alles war anders, weil Momma im Schlafzimmer war. Abends saß er im Dunkeln in seinem Zimmer und hatte die Tür geschlossen. Er wusste, wo Momma die Kerzen aufbewahrte; sie waren in dem Schrank über der Spüle, wo sie auch die Flasche Wodka hatte, den sie brauchte, wenn ihre Nerven nicht mehr mitspielten. Aber Streichhölzer waren nichts für ihn. Sie standen auf der Liste. Es war keine richtige Liste; es waren nur die Sachen, die er nicht tun oder anfassen durfte. Dazu gehörte der Toaster, weil er den Schalter immer wieder herunterdrückte und den Toast verbrannte. Die Pistole in Mommas Nachttisch, weil das kein Spielzeug war; man konnte sich damit umbringen. Die Mädchen in seinem Bus, denn denen würde nicht gefallen, was er am liebsten mit ihnen anstellen würde. Dann durfte er allerdings auch nicht mehr den Bus Nummer zwölf fahren, und das wäre schlecht. Das wäre das Schlimmste auf der Welt für Danny Chayes.

Kein Strom bedeutete kein Fernsehen, und deshalb konnte er auch nicht »Thomas und seine Freunde« gucken. Thomas, die kleine Lokomotive, war etwas für kleine Jungs, das wusste Danny. Momma hatte es ihm schon tausend Mal gesagt, aber der Therapeut, Dr. Francis, meinte, es wäre okay, solange Danny sich auch mal was anderes anschaut. Sein Liebling war James. Danny mochte seine rote Farbe und den dazu passenden Kohlentender und auch den Klang seiner Stimme, wenn er so sprach, wie der Erzähler es tat: so beruhigend, dass es oben in der Kehle kribbelte. Mit Gesichtern hatte Danny seine Mühe, doch die Gesichter vorn auf den Lokomotiven bei »Thomas« waren immer leicht auseinanderzuhalten, und es war komisch, was sie so miteinander machten, die Streiche, die sie gern spielten. Sie stellten die Weiche um, sodass Percy gegen den Kohlenlader stieß. Oder sie gossen Kakao über Gordon, der den Express zog, weil er eine so hochnäsiges Lokomotive war. Die Kinder in seinem Bus machten sich manchmal lustig über Danny. Sie nannten ihn Topham Hatt – so hieß

der dicke Kontrolleur – und sangen das Lied mit einem Text, der nicht so nett war wie der richtige, aber meistens blendete Danny das einfach aus. Ein Junge war allerdings darunter, der hieß Billy Nice und der war kein bisschen nett. Er war in der sechsten Klasse, musste jedoch ein paarmal sitzengeblieben sein, denn er hatte einen Körper wie ein ausgewachsener Mann. Er stieg jeden Morgen ein und hatte nicht mal ein Schulbuch dabei; er grinste Danny höhnisch an, wenn er die Stufen heraufkam, klatschte die anderen Jungen rechts und links ab, als er durch den Gang nach hinten ging, und zog eine Wolke von Zigarettengeruch hinter sich her.

*Hey, Topham Hatt, wie läuft's heute so auf der Insel Sodor?
Stimmt es, dass Lady Hatt es sich gern von hinten besorgen lässt?*

Har-har-har, lachte Billy dann. Har-har-har. Danny gab nie eine Antwort, denn davon würde alles nur noch schlimmer, und er erzählte auch Mr Purvis nichts davon, denn er wusste, was der Mann sagen würde. *Verdammst noch mal, Danny, wieso lässt du dir das von dem kleinen Scheißer gefallen? Der Himmel weiß, du bist ein schräger Vogel, aber du musst deinen Mann stehen. Du bist der Käpt'n auf dem Schiff. Wenn du eine Meuterei zulässt, geht alles den Bach runter, ehe du dichs versiehst.*

Danny mochte Mr Purvis, den Fahrdienstleiter. Mr Purvis war immer freundlich zu Danny gewesen und zu Momma auch. Momma war eine der Frauen in der Cafeteria, und daher kannten sie sich. Mr Purvis kam dauernd zu ihnen nach Hause und brachte Sachen in Ordnung, zum Beispiel den Müllschlucker oder ein loses Dielenbrett auf der Veranda, obwohl er selber eine Frau hatte, Mrs Purvis. Er war ein großer, glatzköpfiger Mann, der gern durch die Zähne pfiff und sich dauernd die Hose hochzog. Manchmal kam er sogar abends zu Besuch, wenn Danny im Bett war. Dann hörte Danny den Fernseher im Wohnzimmer, und die beiden lachten und plauderten. Danny hatte solche Abende gern; er fühlte sich glücklich und unbeschwert, bekam den Happy-Klick. Wenn jemand fragte, sagte Momma immer, Dannys Vater sei »von der Bildfläche verschwunden«, und das stimmte genau. Es gab Bilder

von Momma im Haus und Bilder von Danny und Bilder, auf denen sie beide zusammen waren. Aber noch nie hatte er ein Bild mit seinem Vater gesehen. Danny wusste nicht mal, wie der Mann hieß.

Der Bus war Mr Purvis' Idee gewesen. Er brachte Danny auf dem Parkplatz am Depot das Fahren bei und ging mit und half ihm, den Antrag für den Busführerschein auszufüllen. Momma war anfangs nicht so sicher gewesen, denn sie brauchte Dannys Hilfe im Haus, wo er ja eine nützliche Lokomotive war, und die Sozialhilfe – so hieß das Geld von der Regierung – brauchte sie auch. Doch Danny wusste, dass der wahre Grund der war, dass er anders war. Bei einem Job, hatte Mommy mit ihrer besorgten Stimme erklärt, kam es darauf an, dass man »anpassungsfähig« war. Da passierten Dinge, ganz unterschiedliche Dinge. Zum Beispiel in der Cafeteria. An manchen Tagen servierten sie Hotdogs, an anderen Lasagne und dann wieder Hähnchenschnitzel. Auf der Speisekarte stand das eine, und dann stellte sich raus, es war was anderes. Man konnte nie wissen. Würde ihn das nicht aufregen?

Ein Bus war jedoch keine Cafeteria. Ein Bus war ein Bus, und der fuhr exakt nach Fahrplan. Wenn Danny sich ans Steuer setzte, war der Happy-Klick stärker als jemals sonst in seinem Leben. Einen Bus fahren! Einen großen gelben Bus, alle Sitze in geordneten Reihen hintereinander, der Schalthebel mit sechs Vorwärts- und einem Rückwärtsgang, alles hübsch ordentlich vor ihm. Es war kein Zug, aber es war nah daran, und wenn er morgens aus dem Depot fuhr, stellte er sich immer vor, er wäre eine von den Lokomotiven, Gordon oder Henry oder Percy oder sogar Thomas selbst.

Er war immer pünktlich. Zweiundvierzig Minuten vom Depot bis zur Endstation, 8,2 Meilen, neunzehn Haltestellen, neunundzwanzig Fahrgäste, exakt. *Robert-Shelly-Brittany-Maybeth-Joey-Darla/Denise(die Zwillinge)-Pedro-Damien-Jordan-Charlie-Oliver(O-Man)-Sasha-Billy-Molly-Lyle-Dick(Pisskopf)-Richard-Lisa-McKenna-Anna-Lily-Matthew-Charlie-Emily-JohnJohn-Kayla-Sean-Timothy*. Manchmal wartete ein Elternteil mit ihnen an der Ecke, eine Mutter im Morgenmantel oder ein Vater im Anzug mit

Schlips, einen Becher Kaffee in der Hand. *Wie geht's denn heute, Danny?*, fragten sie dann mit einem Guten-Morgen-Lächeln im Gesicht. *Weißt du, nach dir kann man wirklich die Uhr stellen.*

Sei meine nützliche Lokomotive, sagte Momma immer, und das war Danny auch.

Aber jetzt waren die Kinder weg. Nicht nur die Kinder: Alle. Momma und Mr Purvis und vielleicht alle Menschen auf der Welt. Die Nächte waren dunkel und still, und nirgends brannte Licht. Eine Zeitlang war es sehr laut gewesen. Leute hatten geschrien, Sirenen geheult, Militärlaster waren durch die Straße gedonnert. Er hatte Gewehre knallen gehört. *Peng!*, machten die Gewehre. *Peng-peng-peng-peng!* Worauf schießen die da?, hatte Danny wissen wollen, aber Momma hatte es nicht gesagt. Er sollte im Haus bleiben, sagte sie mit ihrer festen Stimme, nicht fernsehen und vom Fenster wegbleiben. Und was ist mit dem Bus?, fragte Danny, und Momma sagte bloß: Verdammtd, Danny, mach dir jetzt keine Sorgen um den Bus. Heute ist keine Schule. Und morgen?, fragte Danny. Morgen auch nicht, sagte Momma.

Ohne den Bus wusste er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Sein Gehirn kam nicht zur Ruhe. Seine Gedanken hüpfen umher wie Popcorn in einer heißen Pfanne. Er wünschte, Mr Purvis würde vorbeikommen und sich mit Momma vor den Fernseher setzen, denn ihr ging es dann immer besser mit allem, aber der Mann kam nicht. Die Welt war gespenstisch still. Da draußen waren Monster. Das hatte Danny rausgekriegt. Die Frau zum Beispiel auf der anderen Straßenseite, Mrs Kim. Sie gab Geigenunterricht; Kinder kamen deshalb zu ihr ins Haus, und wenn im Sommer die Fenster offen waren, konnte Danny sie spielen hören, »Twinkle Twinkle« und »Mary Had a Little Lamb« und andere Lieder, deren Titel er nicht kannte. Aber jetzt spielte niemand mehr Geige, Mrs Kim hing über dem Verandageländer, und niemand schaffte sie von da weg.

Und eines Abends hörte Danny dann Momma im Schlafzimmer weinen. Ab und zu weinte sie so, ganz allein; das war normal und natürlich und kein Grund für Danny, sich Sorgen zu machen, doch

diesmal fühlte es sich anders an. Lange lag er in seinem Bett und lauschte und fragte sich, wie traurig man sein musste, um weinen zu können, aber sosehr er sich auch bemühte, diese Vorstellung war wie ein Gegenstand auf einem Regal, das er nicht erreichen konnte. Einige Zeit später wachte er im Dunkeln auf, weil jemand sein Haar berührte, und als er die Augen öffnete, saß sie da. Danny hatte es nicht gern, wenn man ihn berührte; dieses unruhige Gefühl wurde davon ziemlich furchtbar, aber es war meistens okay, wenn Momma es tat, denn daran war er gewöhnt. Was ist denn, Momma?, fragte Danny. Stimmt was nicht? Aber sie sagte nur: Sschh, Danny, und sie benutzte ihre leise Stimme. Etwas lag auf ihrem Schoß, in ein Handtuch gewickelt. Ich hab dich lieb, Danny. Weißt du, wie lieb ich dich habe? Ich hab dich auch lieb, Momma, sagte er, denn das war die richtige Antwort, wenn jemand Ich-hab-dich-lieb sagte, und unter ihrer liebkosenden Hand schlief er ein, und am Morgen war ihre Schlafzimmertür geschlossen und ging nicht mehr auf, und Danny wusste Bescheid. Er brauchte gar nicht nachzusehen.

Er beschloss, trotzdem den Bus zu fahren.

Weil er ja vielleicht doch nicht der Einzige war, der noch lebte. Weil es den Happy-Klick gab, wenn er den Bus fuhr. Weil er nicht wusste, was er jetzt sonst mit sich anfangen sollte, wo Mommy im Schlafzimmer und die Milch sauer war und so viele Tage vergangen waren.

Am Abend vorher hatte er seine Sachen herausgelegt, wie Momma es immer machte, eine Khakihose und ein weißes Hemd und braune Schnürschuhe, und er hatte sich ein Lunchpaket gemacht. Viel zu essen war nicht mehr da, nur noch Erdnussbutter und ein paar Graham-Cracker und eine Tüte mit eingetrockneten Marshmallows, aber er hatte noch eine Flasche »Mountain-Dew«-Wasser aufgehoben, und jetzt packte er alles in seinen Rucksack, zusammen mit dem Taschenmesser und seinem Glückspenny, und dann nahm er seine Mütze aus dem Schrank, die blau gestreifte Lokomotivführermütze, die Momma ihm in Traintown gekauft

hatte. Traintown war ein Freizeitpark, wo Kinder mit den Zügen fahren konnten, mit Loks wie Thomas. Schon als kleiner Junge war Danny dort gewesen. Es war ihm der liebste Ort auf der ganzen Welt, doch die Wagen waren mittlerweile zu klein für ihn. Danny mit seinen dicken Beinen und langen Armen passte nicht mehr hinein. Er schaute immer noch gern zu, wie die Züge im Kreis fuhren und kleine Dampfwolken aus den Schloten kamen. Außer bei ihren Ausflügen nach Traintown erlaubte Momma ihm nicht, die Mütze draußen zu tragen, weil sie meinte, die Leute würden ihn auslachen, aber Danny dachte sich, es wäre schon okay, sie jetzt aufzusetzen.

Bei Tagesanbruch ging er los. Die Busschlüssel waren in seiner Manteltasche, lagen flach an seinen Schenkel gedrückt. Das Depot war exakt 3,2 Meilen weit weg, in der Manheim Avenue. Er war noch keinen Block gegangen, als er die ersten Leichen sah. Manche saßen im Auto, andere lagen in ihrem Vorgarten oder auf den Mülltonnen, und ein paar hingen sogar in den Bäumen. Ihre Haut war blaugrau wie bei Mrs Kim, und ihre Kleider spannten überall, weil die Arme und Beine der Leichen in der Sommerhitze angeschwollen waren wie Hotdogs, die man in der Verpackung heiß gemacht hatte. Es sah schlimm aus, schlimm, aber auch seltsam und interessant; wenn er mehr Zeit gehabt hätte, wäre er stehen geblieben, um es sich genauer anzusehen. Überall lag Müll herum, Papierfetzen, Plastikbecher und flatternde Einkaufstüten, und das gefiel Danny nicht. Man warf keinen Müll auf die Straße.

Als er am Depot ankam, schien die Sonne ihm warm auf die Schultern. Die meisten Busse waren da, aber nicht alle. Die Reihen, in denen sie parkten, hatten Lücken wie ein Mund mit fehlenden Zähnen. Dannys Bus, die Nummer zwölf, wartete jedoch auf seinem gewohnten Platz. Es gab viele verschiedene Arten von Bussen, Shuttle-Busse, Charterbusse, Linienbusse und Reisebusse, und Danny wusste über alle Bescheid. So etwas tat er gern: Alles lernen, was man über eine Sache wissen konnte. Sein Bus war ein Redbird 450, Modell Foresight. Alles war auf dem neuesten

Stand der Technik: Er hatte fest installierte Einbauten, eine Easy-Hood(TM)-Hauben-Öffnungshilfe, ein hochentwickeltes Fahrer-Informationsdisplay, das eine Fülle von Systemdaten sowohl für den Fahrzeugführer als auch für die Servicetechniker bereithielt, sowie ein spezialgefertigtes Redbird-Comfortride(TM)-Fahrgestell. In puncto Sicherheit, Qualität und Langlebigkeit war der 450 das Beste, was es auf dem Markt gab.

Danny kletterte an Bord und schob den Schlüssel ins Zündschloss. Der große Caterpillar-Dieselmotor erwachte donnernd zum Leben, und eine warme Welle breitete sich in Dannys Bauch aus und spülte alle seine Zweifel weg. Er sah auf die Uhr: 6 Uhr 52. Als der große Zeiger auf der Zwölf stand, legte er den Gang ein und fuhr los.

Anfangs kam es ihm merkwürdig vor, durch die leeren Straßen zu fahren und niemanden zu sehen, aber als Danny sich der ersten Haltestelle näherte – bei den Mayfields, Robert und Shelly –, hatte er den alten Rhythmus wiedergefunden, und es war leicht, sich vorzustellen, heute sei ein ganz gewöhnlicher Tag. Er brachte den Bus zum Stehen. Tja, Robert und Shelly verspäteten sich manchmal. Dann hupte er, und sie kamen aus dem Haus gerannt, und ihre Mutter rief ihnen nach: Seid brav und viel Spaß, und dann winkte sie noch. Das Haus war ein Bungalow, nicht viel größer als der, in dem Danny mit Momma wohnte, aber hübscher – gelb wie ein Kürbis angestrichen und mit einer breiten Veranda, auf der eine Schaukel hing. Im Frühling blühten immer Blumen in den Körben am Geländer. Die Körbe waren noch da, doch die Blumen waren alle verwelkt, und der Rasen musste auch gemäht werden. Danny reckte den Hals, um durch die Frontscheibe nach oben zu schauen. Ein Fenster sah aus, als wäre es aus dem Rahmen gerissen worden. Der dazugehörige Blendladen baumelte herunter wie eine Zunge. Danny hupte und wartete eine Minute. Aber es kam immer noch niemand.

7 Uhr 08. Er musste noch weitere Haltestellen anfahren. Er fuhr weiter und lenkte den Bus um einen Toyota Prius herum, der auf

der Seite lag. Auf der Straße stieß er noch auf andere Dinge: Da war ein umgekippter, plattgedrückter Polizeiwagen. Ein Krankenwagen. Eine tote Katze. Bei vielen Häusern waren »X«-Zeichen mit Farbe an die Tür gesprüht worden und Buchstaben und Zahlen dazwischen. Als er seine zweite Station erreichte, einen Townhouse-Komplex namens Castle Oaks, hatte er bereits zwölf Minuten Verspätung. *Britanny-Maybeth-Joey-Darla-Denise*. Er drückte einmal lange auf die Hupe, dann noch einmal. Aber er versprach sich nichts davon. Danny tat es nur der Form halber. Castle Oaks bestand aus rauchenden Ruinen. Der gesamte Komplex war niedergebrannt.

Die nächsten Stationen – und überall das Gleiche. Er lenkte den Bus auf der Western nach Cherry Creek. Die Häuser hier waren größer, und weite, sanft ansteigende Rasenflächen trennten sie von der Straße. Große, dicht belaubte Bäume spannten ihren getüpfelten Schatten über die Straße. Alles wirkte friedlich. Die Häuser sahen aus wie immer, und Danny konnte keine Toten entdecken. Aber Kinder waren trotzdem keine da.

Inzwischen hätte er fünfundzwanzig Kids im Bus haben müssen. Die Stille war beunruhigend. Der Lärm im Bus schwoll auf der Strecke sonst immer an; mit jeder Haltestelle wurde es lauter, je mehr Kinder einstiegen. So wie in einem Film, wenn die Musik zur Schlussszene hin immer lauter wurde. Bei ihm war die Schlussszene der »Buckel« – eine Bremsschwelle auf der Lindler Avenue. *Nimm den Buckel, Danny!*, schrien sie alle. *Nimm den Buckel!* Und obwohl er das nicht durfte, gab er dann ein bisschen mehr Gas und ließ sie alle von ihren Sitzen harschen, und in diesem kurzen Moment war es, als gehörte er zu ihnen. Er war nie ein Kind wie sie gewesen, ein normaler Junge auf dem Weg in die Schule. Aber wenn der Bus über den Buckel fuhr, dann war er es.

Daran dachte Danny, und er vermisste die Kinder, sogar Billy Nice mit seinen blöden Witzen und seinem Har-har-har, als er vor sich plötzlich einen Jungen sah. Es war Timothy Reese. Er wartete

mit seiner älteren Schwester am Ende ihrer Zufahrt. Danny hätte den Jungen überall erkannt wegen der Wirbel an seinem Hinterkopf: zwei Stachel aus Haaren, die hochstanden wie die Fühler eines Insekts. Timothy war einer der Jüngsten; er ging in die zweite, vielleicht in die dritte Klasse, und er war klein. Manchmal wartete die Haushälterin mit ihm, eine rundliche Frau mit brauner Haut, die einen Kittel trug, aber meistens war es die ältere Schwester. Danny vermutete, dass sie auf die Highschool ging. Sie sah komisch aus – nicht komisch zum Lachen, sondern komisch wie merkwürdig; ihre Haare waren rosa wie das Pepto, das Mamma ihm gab, wenn sein Magen nervös wurde, weil er zu schnell gegessen hatte, und mit ihrem dicken schwarzen Eyeliner sah sie aus wie eins von diesen Gemälden in einem Gruselfilm, bei denen sich die Augen bewegten. Sie hatte ungefähr zehn Stecker in jedem Ohr, und an den meisten Tagen trug sie ein Hundehalsband. Ein Hundehalsband! Als ob sie ein Hund wäre! Das Komische war aber, dass Danny sie irgendwie hübsch fand, wenn nur das ganze verrückte Zeug nicht gewesen wäre. Er kannte keine Mädchen in ihrem Alter und eigentlich auch in keinem anderen Alter, und es gefiel ihm, wie sie mit ihrem Bruder wartete. Sie hielt seine Hand und ließ sie los, wenn der Bus kam, damit die anderen Kinder es nicht sahen. Mit Danny hatte sie nie ein Wort gesprochen; er wusste nicht mal, wie sie hieß.

Er hielt vor der Einfahrt und zog den Hebel für die Tür. »Hey«, sagte er, denn etwas anderes fiel ihm nicht ein. »Hey, guten Morgen.«

Er fand, jetzt waren sie an der Reihe, etwas zu sagen, aber sie taten es nicht. Danny ließ den Blick kurz über ihre Gesichter wandern, konnte sie jedoch nicht deuten. Keiner der Eisenbahnzüge bei Thomas sah je so aus. Die Züge bei Thomas machten fröhliche oder traurige oder wütende Gesichter, aber das hier war etwas anderes. Es war wie der leere Bildschirm des Fernsehers, wenn der Kabelanschluss nicht funktionierte. Die Augen des Mädchens waren geschwollen und rot, und ihr Haar sah irgendwie zerdrückt

aus. Timothys Nase lief, und er wischte sie immer wieder mit dem Handrücken ab. Die Sachen, die sie anhatten, waren zerknautscht und schmutzig.

»Wir haben dich hupen gehört«, sagte das Mädchen. Ihre Stimme klang heiser und zittrig, als hätte sie seit einer Weile nicht gesprochen. »Wir hatten uns im Keller versteckt. Wir haben seit zwei Tagen nichts mehr zu essen.«

Danny zuckte die Achseln. »Ich hatte noch Lucky Charms. Aber nur mit Wasser. So schmecken sie aber nicht so gut.«

»Ist sonst noch jemand da?«, fragte das Mädchen.

»Wie, da?«

»Am Leben.«

Danny wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Die Frage war zu groß. Vielleicht war niemand mehr da. Er hatte viele Tote gesehen. Allerdings wollte er nicht Nein sagen – nicht wenn Timothy dabei war.

Er warf einen Blick auf den Jungen, der bis jetzt noch nicht den Mund aufgemacht hatte, sondern sich immer nur nervös mit dem Handrücken die Nase wischte. »Hey, Timbo. Hast du Heuschnupfen? Krieg ich manchmal auch.«

»Unsere Eltern sind in Telluride«, stellte der Junge fest und schaute auf seine Turnschuhe. »Consuela war anfangs bei uns. Aber jetzt sind wir ganz allein.«

Danny wusste nicht, wer Consuela war. Es war schwer, wenn Leute deine Frage nicht beantworteten und stattdessen von etwas ganz anderem zu reden anfingen. Etwas, woran du gar nicht gedacht hastest.

»Okay«, sagte Danny.

»Sie ist im Garten.«

»Wie könnt ihr allein sein, wenn sie im Garten ist?«

Der Junge machte große Augen. »Weil sie tot ist.«

Zwei Sekunden lang sagte niemand etwas. Danny fragte sich, warum sie noch nicht eingestiegen waren. Ob er sie vielleicht fragen musste.

»Alle sollen nach Mile High, ins Stadion«, sagte das Mädchen.
»Das haben wir im Radio gehört.«

»Was ist in Mile High?«

»Die Army. Sie haben gesagt, da ist es sicher.«

Nach dem, was Danny gesehen hatte, war von der Army nicht viel übrig geblieben. Aber das Mile High Stadium wäre zumindest ein Ziel, das er anfahren konnte. Daran hatte er nämlich noch gar nicht gedacht. Wo wollte er eigentlich hin?

»Ich heiße April«, sagte das Mädchen.

Der Name passte zu ihr. Es war komisch. Bei manchen Menschen war das einfach so.

»Ich bin Danny«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte April. »Bitte, Danny? Bring uns in Dreiteufelsnamen weg von hier.«

7

Die Farbe war nicht gut, entschied Lila. Nein, sie war überhaupt nicht gut.

Der Ton hieß »Buttercreme«. Die Probe aus dem Geschäft hatte einen ganz zarten, hellen Gelbton gehabt wie altes Leinen. Aber als Lila jetzt zurücktrat, um mit der tropfenden Farbrolle in der Hand ihr Werk zu begutachten – wirklich, sie machte eine unglaubliche Sauerei; wieso konnte David so etwas nicht übernehmen? –, sah es eher aus wie ... tja, wie was? Wie eine Zitrone. Ein *leuchtendes* Zitronengelb war das. Für eine Küche wäre es vielleicht okay gewesen, für eine helle, sonnige Küche mit einem Fenster zum Garten. Aber nicht für ein Kinderzimmer. Mein Gott, dachte sie, bei so einer Farbe kann das Baby ja überhaupt nicht einschlafen.

Wie deprimierend. Die ganze harte Arbeit umsonst. Die Leiter aus dem Keller die Treppe heraufgeschleppt, die Abdeckplane ausgebretet, auf Händen und Knien die Fußleisten abgeklebt – nur um jetzt festzustellen, dass sie wieder in den Laden zurückgehen und noch einmal von vorn anfangen musste. Sie hatte mit dem Zimmer bis zum Mittagessen fertig sein wollen, damit die Farbe trocknen könnte, bevor sie die Tapetenbordüre klebte, die mit Szenen aus den »Peter-Hase«-Büchern von Beatrix Potter verziert war. David hatte die Bordüre albern gefunden – »sentimental« war der Ausdruck, den er benutzt hatte –, aber das war Lila egal.

Als Kind hatte sie die Geschichten von Peter, dem Hasen, geliebt. Sie war auf den Schoß ihres Vaters gekrochen oder hatte sich ins Bett gekuschelt, um zum hundertsten Mal zu hören, wie Peter aus Mr McGregors Garten entkam. Der Garten zu Hause in Wellesley war von einer Hecke umgeben gewesen, und jahrelang – noch lange nachdem sie aufgehört hatte, an solche Dinge zu glauben – hatte sie dort geduldig nach einem Hasen in einer kleinen blauen Jacke gesucht.

Doch jetzt würde Peter Hase noch warten müssen. Die Erschöpfung übermannte sie. Sie musste sich hinlegen. Die Dämpfe kamen dazu. Sie machten sie schwindlig. Irgendetwas schien mit der Klimaanlage nicht zu stimmen, obwohl sie sich, seit sie schwanger war, immer ein bisschen überhitzt fühlte. Hoffentlich würde David bald nach Hause kommen. In der Klinik ging es zu wie im Irrenhaus. Er hatte sie einmal angerufen, um zu sagen, dass er später kommen würde, und seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Sie ging hinunter in die Küche. Sie war in heilloser Unordnung. Berge von Geschirr stapelten sich in der Spüle, die Arbeitsplatte war schmutzig, der Boden unter ihren bloßen Füßen ganz klebrig. Lila blieb verwirrt in der Tür stehen. Ihr war nicht klar gewesen, wie sehr sie alles vernachlässigt hatte. Und was war aus Yolanda geworden? Wann war sie zuletzt hier gewesen? Die Haushaltshilfe kam regelmäßig dienstags und freitags. Welcher Tag war heute? Wenn man die Küche sah, dachte Lila, konnte man denken, Yolanda sei schon wochenlang nicht mehr im Haus gewesen. Okay, die Frau sprach nicht gerade perfekt Englisch, und manchmal machte sie komische Sachen, verwechselte zum Beispiel Tee- und Esslöffel – worüber David immer meckerte –, oder sie deponierte Rechnungen ungelesen in der Mülltonne. So etwas war ärgerlich. Aber es war nicht Yolandas Art, auch nur einen einzigen Tag zu fehlen. Einmal, im Winter, war sie morgens mit einem so schrecklichen Husten erschienen, dass Lila sie im oberen Stockwerk gehört hatte. Sie hatte der Frau den Mopp praktisch aus den Händen

winden müssen: *Por favor*, Yolanda, ich will Ihnen helfen, ich bin Ärztin. (Natürlich war es eine Bronchitis gewesen. Lila hatte in der Küche ihre Brust abgehört und ihr selbst ein Rezept für Amoxicillin ausgestellt, denn sie wusste sehr wohl, dass Yolanda wahrscheinlich gar keinen Arzt *hatte*, von einer Versicherung ganz zu schweigen.) Also, okay, manchmal warf sie Post weg und brachte das Besteck durcheinander und legte Socken in die Schublade für Unterwäsche, doch sie arbeitete fleißig, ja unermüdlich, und auf ihre fröhliche, pünktliche Anwesenheit konnten sie sich verlassen, zumal angesichts ihrer eigenen verrückten Dienstzeiten. Und jetzt hatte sie nicht mal angerufen.

Das war übrigens noch so eine Sache. Das Telefon funktionierte anscheinend nicht, und Post war auch keine gekommen. Und keine Zeitung. Aber David hatte ihr eingeschärft, sie solle unter keinen Umständen aus dem Haus gehen, und deshalb hatte Lila nicht nachgesehen. Vielleicht lag die Zeitung in der Einfahrt.

Sie nahm ein Glas aus dem Schrank und drehte den Wasserhahn auf. Ein Stöhnen von den Rohren unten, ein Rülpser und dann ... nichts. Das Wasser auch! Dann fiel es ihr wieder ein: Das Wasser lief schon seit einer Weile nicht mehr. Jetzt musste sie zu allem Überfluss auch noch den Klempner rufen. Das heißt, sobald das Telefon wieder funktionierte. War es nicht typisch für David, dass er nicht da war, während hier alles den Bach hinunterging? Das war ein Lieblingsausdruck von Lilas Vater gewesen: Etwas ging den Bach hinunter. Eine merkwürdige Wendung, wenn Lila darüber nachdachte. Es gab viele solche Ausdrücke oder auch nur einfache Wörter, die einem plötzlich ganz fremdartig vorkamen, als hätte man sie noch nie benutzt. Windel. Irrtum. Klempner. Heirat. War es wirklich ihre Idee gewesen, David zu heiraten? Sie konnte sich nämlich nicht erinnern, dass sie gedacht hatte: *Ich will David heiraten*. Was man ja wohl denken *sollte*, bevor man losging und es tat. Eine komische Sache, das Leben: Gerade war es noch so, und im nächsten Augenblick war es ganz anders, und man konnte sich nicht erinnern, wie es eigentlich dazu gekommen war. Sie

hätte nicht gerade behauptet, dass sie David liebte. Sie *mochte* ihn. Sie *bewunderte* ihn. (Und wer hätte David Centre nicht bewundert? Den Chef der Kardiologie im Denver General Hospital, den Gründer des Colorado Institute of Electrophysiology, einen Mann, der Marathon lief, in Vorständen saß, Dauerkarten für die Nuggets *und* für die Oper hatte und der seine Patienten jeden Tag den Klauen des Todes entriss?) Aber ergaben diese Gefühle zusammengekommen Liebe? Und wenn nicht, sollte man einen solchen Mann dann heiraten, weil man ein Kind von ihm bekam – nicht geplant, es war einfach passiert – und weil er in einem Augenblick von David-typischer Noblesse verkündet hatte, er gedenke »das Richtig« zu tun? Was *war* denn eigentlich richtig? Und warum erschien ihr David manchmal nicht wie er selbst, sondern wie jemand, der David *ähnelte*, der auf David *basierte* – wie ein menschengroßes David-ähnliches Etwas? Als Lila ihrem Vater die Neuigkeit von ihrer Verlobung eröffnet hatte, hatte sie es ihm im Gesicht angesehen: Er wusste es. Er hatte an seinem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer gesessen, umgeben von den Büchern, die er liebte, und Klebstoff an den Bugsprior eines Schiffsmodells gestrichen. In dem kaum merklichen Heben seiner dichten Brauen verriet sich die Wahrheit. »Tja«, sagte er und räusperte sich. Dann schwieg er, während er das Klebstofffläschchen zuschraubte. »Ich kann mir schon vorstellen, dass du es in Anbetracht der Umstände vielleicht möchtest. Er ist ein guter Mann. Ihr könnt hier heiraten, wenn ihr wollt.«

Er war in der Tat ein guter Mann, und sie wollten bei ihr zu Hause heiraten, und so waren sie dicht vor der Front eines Frühjahrsschneesturms nach Boston geflogen. Alles war hastig zusammengeschustert worden, und nur eine Handvoll Verwandte und Freunde hatte es in letzter Minute geschafft, verlegen im Wohnzimmer zusammenzustehen, als das Gelübde abgelegt wurde (was alles in allem vielleicht zwei Minuten gedauert hatte), und dann hatten sie sich auch gleich wieder entschuldigt. Sogar der Caterer hatte sich frühzeitig verdrückt. Es war nicht Lilas

Schwangerschaft, was für diese verlegene Stimmung sorgte. Sie wusste, es war der Umstand, dass jemand fehlte.

Jemand würde immer fehlen.

Aber egal. David war egal und ebenso ihre grausige Hochzeit (die sich eigentlich eher wie eine Totenfeier angefühlt hatte) mit den Bergen von übrig gebliebenem Lachs und dem Schneesturm und allem anderen. Wichtig war das Baby und dass sie auf sich achtete. Die Welt konnte den Bach hinuntergehen, wenn sie wollte. Wichtig war das Baby. Es würde ein Mädchen werden. Lila hatte es auf dem Ultraschallbild gesehen. Ein kleines Mädchen. Mit winzigen Händen, winzigen Füßen, einem winziges Herzen, einer winzigen Lunge schwebte es in der warmen Suppe ihres Körpers. Das Baby hatte öfters einen Schluckauf. *Hicks!*, machte es. *Hicks! Hicks!* Schluckauf war ein merkwürdiges Wort. Das Baby atmete das Fruchtwasser ein und auf diese Weise wieder aus. Das Zwerchfell kontrahierte, wodurch die Epiglottis sich schloss: ein rhythmisches Zwerchfellflattern, lateinisch *Singultus*, »das einmaleige, ruckartige Einatmen beim Schluchzen«. Als Lila das im Medizinstudium erfahren hatte, hatte sie gedacht: Wow. Einfach nur: Wow. Und natürlich hatte sie sofort einen Schluckauf gekriegt, genau wie die Hälfte der übrigen Studenten. Lila wusste von einem Mann in Australien, der seit siebzehn Jahren einen ununterbrochenen Schluckauf hatte. Sie hatte ihn im Fernsehen gesehen, bei der *Today Show*.

Today. Heute. Welcher Tag war heute? Sie war in den Eingangsfür gegangen, und ohne sich recht bewusst zu machen, was sie da tat, hatte sie den Vorhang zur Seite gezogen, um einen Blick hinauszuwerfen. Nein – keine Zeitung. Keine *Denver Post* und keine *New York Times* und auch nicht das schundige Nachbarschaftsblättchen, das immer geradewegs in die Tonne wanderte. Durch die Scheibe hörte sie das hohe Summen der Sommerinsekten in den Bäumen. Normalerweise fuhren hier vereinzelte Autos vorbei, der Postbote pfiff auf dem Weg zum nächsten Briefkasten, ein Kindermädchen schob einen Wagen vor sich her, aber nicht

heute. *Ich komme zurück, sobald ich mehr weiß. Bleib im Haus, schließ die Tür ab. Geh unter keinen Umständen nach draußen.* Lila erinnerte sich, wie David das alles zu ihr gesagt hatte; sie erinnerte sich, wie sie am Fenster gestanden und zugesehen hatte, wie sein Auto – einer von diesen neuen wasserstoffgetriebenen Toyotas – lautlos durch die Einfahrt gegliitten war. Lieber Gott, sogar sein Auto war tugendhaft. Wahrscheinlich fuhr der Papst auch so eins.

Aber war das da drüben nicht ein Hund? Lila drückte das Gesicht an die Scheibe. Der Hund der Johnsons tappte mitten auf der Straße entlang. Die Johnsons wohnten zwei Häuser weiter, ein Elternpaar in einem leeren Nest – die Tochter hatte irgendwohin geheiratet, der Sohn war auf dem College. MIT? Caltech? Eins von denen. Mrs Johnson (»Nennen Sie mich einfach Sandy!«) war die erste Nachbarin gewesen, die am Tag ihres Einzugs mit Napfkuchen und lautem Hallo vor der Tür gestanden hatte. Lila sah sie an jedem dienstfreien Abend, wie sie, manchmal von ihrem Mann Geoff begleitet, Roscoe ausführte, einen großen, grinsenden Golden Retriever, der so unterwürfig war, dass er sich immer auf den Boden warf und den Bauch gekrault haben wollte, wenn jemand herankam. (»Entschuldigen Sie diese tuntenhafte Töle«, sagte Geoff immer.) Das da draußen war Roscoe, doch irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Er sah nicht aus wie sonst. Seine Rippen standen heraus wie die Klangstäbe eines Xylophons, und er lief ziellos herum und hielt etwas in der Schnauze. Irgendetwas ... Schlaffes, Baumelndes. Wussten die Johnsons, dass er frei herumlief? Sollte sie sie anrufen? Aber das Telefon war tot, und sie hatte David versprochen, im Haus zu bleiben. Sicher würde noch jemand anders ihn sehen und sagen, hey, das ist doch Roscoe, er muss wegelaufen sein.

Zum Teufel mit David, dachte sie. Er konnte so egozentrisch sein, so gedankenlos: Gott weiß, wo er sich herumtrieb, während sie hier hockte, ohne Wasser, ohne Telefon und ohne Strom und mit einer völlig verkehrten Farbe im Kinderzimmer, die nicht mal

annähernd passte! Sie war erst im sechsten Monat, aber sie wusste, wie rasend schnell die Zeit verging. Gerade hatte man noch Monate vor sich, und ehe man sichs versah, wurde man mit seinem Köfferchen zur Tür hinausgeschoben und holterdipolter in die Klinik gefahren, und dann lag man dort unter den Neonlampen auf dem Rücken und schnaufte und keuchte, und die Wehen wüteten und übernahmen das Kommando, bis man endlich das Kind geboren hatte. Und durch den Nebel des Schmerzes spürte sie eine Hand in ihrer eigenen, und sie schlug die Augen auf und sah Brad neben sich mit einem Gesichtsausdruck, den sie unmöglich mit Worten beschreiben konnte – einem wunderschönen, angstvollen, hilflosen Blick –, und sie hörte seine Stimme: *Pressen, Lila, du hast es fast geschafft, noch einmal pressen, dann ist es vorbei*, und sie tat es: Sie sammelte tief in sich die Kraft für dieses eine, letzte Mal und presste das Baby hinaus. Und in der Stille, die darauf folgte, reichte er ihr das eingewickelte Kind wie ein Zauber geschenk. Tränen des Glücks liefen über seine Wangen, und sie spürte in dem Moment, wie das Leben mit ihm tief und dauerhaft richtig war. Sie wusste, dass sie diesen Mann gewählt hatte, weil es einfach so sein sollte, und dass ihr Kind Eva, dieses warme, neue Geschöpf, das sie beide geschaffen hatten, genau dies war: sie beide, eins geworden.

Brad? Wieso dachte sie an Brad? *David*. David war ihr Mann, nicht Brad. Papst David und sein Papamobil. Hatte es einen Papst David gegeben? Wahrscheinlich. Lila war Methodistin. Sie durfte man da nicht fragen.

Na, dachte sie, nachdem Roscoe außer Sicht war, genug war genug. Sie hatte keine Lust mehr, in einem dreckigen Haus eingesperrt zu sein. David mochte tun, was David wollte, aber sie sah keinen Grund, an diesem makellos schönen Junitag hier herumzusitzen – nicht wenn sie so viel zu tun hatte. Ihr treuer alter Volvo wartete in der Einfahrt. Wo war ihre Handtasche? Ihr Portemonnaie? Ihr Schlüssel? Da lag doch alles, auf dem kleinen Tisch neben der Haustür! Genau da, wo sie es vor einiger Zeit gelassen hatte.

Oben ging sie ins Bad – mein Gott, die Toilette war in einem

